

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“
 erscheint täglich Morgens außer Sonn- und Festtagen. Abonnementpreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit dem „Sonntags-Blatt“ 10 Pf. Bei Abholung aus unserer Expedition Zimmerstraße 44 1 Mark pro Monat. Postabonnem. 4 Mark pro Quartal. (Eingetragen in der Postzeitungspreisl. für 1889 unter Nr. 866.)
 Für das Ausland: Täglich unter Kreuzband durch unsere Expedition 3 Mark pro Monat.

Insertionsgebühr
 beträgt für die 4 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf., für Vereins- und Versammlungs-Anzeigen 20 Pf. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen. Die Expedition ist an Wochentagen bis 1 Uhr Mittags und von 3-7 Uhr Nachmittags, an Sonn- und Festtagen bis 10 Uhr Vormittags geöffnet.
 Fernsprecher: Amt VI. Nr. 4106.

Redaktion: Beuthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Das Unglück von Saint-Etienne.

Verstümmelte Leichen, weinende Witwen und Waisen, schredenbleiche Menschen beweisen wieder einmal, wie gefährlich der Beruf des Bergmannes ist und welche Opfer, welches Elend er in seinem Gefolge haben kann. Dunkle und furchtbare Naturgewalten, gegen welche menschliche Vorsicht und Kunst sich nicht als ausreichend erwiesen haben und die man deshalb im Volksglauben so gern zu bösen Dämonen gemacht hat, walteten in der unheimlichen Tiefe der Bergwerke und brachen zuweilen mit furchtbarer Zerstörungskraft mitten in das Menschenwerk. So ist es auch in St. Etienne geschehen; ein schlagendes Wetter, das man weder voraussehen noch abwehren konnte, entlud sich in den tiefen Kohlengruben mit einem furchtbaren Knall, der auf der Oberfläche weithin gehört wurde und alle Herzen erbeben machte, denn man wußte sofort, daß nun der Tod in den Gruben eine reichliche Ernte gehalten habe. Man blieb auch nicht lange in Ungewißheit; bald wurden Leichen und verstümmelte, noch athmende Menschen an's Tageslicht aus der Tiefe gefördert, vor einer zusammengeeströmten erregten Menschenmenge und vor den Augen der Ibrigen. In diesem Moment zählt man 213 Tote oder Vermißte. Der Sammer in den vom Unglück betroffenen Familien ist unbeschreiblich.

Die Gruben von Saint-Etienne sollen, so lesen wir, zu den reichsten unter den bis heute aufgedeckten und bekannten gehören. Die Mächtigkeit einer fruchtbaren Kohlen-schicht steigt dort nämlich manchmal bis gegen 30 Meter, die zwischen den nach der Tiefe sich folgenden Kohlen-lagern liegenden Felsbänder sind dünn und brüchig, die Kohle selbst meist stark zersplittert, so daß sie schlecht trägt und zudem durch ihre große Oberflächenentwicklung der Zersetzung und Gasbildung besonderen Vorschub leistet. Zum Betrieb und zur Sicherung der Werke sind daher stets die sinnreichsten und künstlichsten Vorkehrungen notwendig, und doch bildet die Tiefe des zwischen Rive de Gier und Firmin gelegen, 32 Kilometer langen und 8 Kilometer breiten Grubenfeldes einen Herd steter Todesgefahr. Ab und zu wird die Gefahr zu einer furchtbaren Katastrophe und doch finden sich immer wieder die Menschen, die sich für kärglichen Lohn bei harter Arbeit dem gefährlichen Berufe widmen, in die Tiefe der Schächte hinab zu steigen, und die dem heutigen menschlichen Gemeinwesen unentbehrliche Kohle ans Tageslicht zu fördern.

Man stelle sich einmal vor, welche Wirrnis in der heutigen Gesellschaft entstehen müßte, wenn sie einmal vierzehn Tage ohne Kohlen sich behelfen sollte! Beleuchtung, Heizung und was damit zusammenhängt, wäre unmöglich; der ganze ungeheure Verkehrsapparat, der die fünf Erdteile so nahe aneinander gebracht hat, müßte stille stehen. Das

gewaltige Beförderungs- und Betriebsmittel, das heute alles bewegt, der Dampf, wäre lahm gelegt.

Die Kohle kann nur mit Mühsal und harter Anstrengung dem dunkeln Schooß der Erde entzogen werden; der Mensch, der sich dieser Arbeit widmet, muß dem goldenen Sonnenlicht entsagen und sich in eine geheimnisvolle und unheimliche Tiefe begeben, in ungesunde Stieluft, wo sich die furchtbaren schlagenden Wetter zusammenballen. Der Mensch auf der Erdoberfläche, „der da athmet im rosigen Licht“, sollte von der größten Hochachtung erfüllt sein für die opfermuthigen Brüder, die der Gesellschaft so große Dienste leisten, indem sie in die Tiefen der Erde hinabsteigen. Man wird, wenn man in die Vergangenheit zurückblickt, finden, daß das früher anders war als heute. Wir wollen uns glücklich preisen, daß so manche finsternen Gespenster und Schreckgestalten der Vergangenheit verschwunden sind; andererseits aber wollen wir auch nicht verkennen, daß die hinter uns liegenden Jahrhunderte manches aufzuweisen haben, was wir heute mit Schmerzen vermischen. Es hat Zeiten gegeben, da die rasende Jagd nach Erwerb und Gewinn noch nicht den groben Materialismus großgezogen und die Menschen seelen verhärtet hatte; es gab Zeiten, da die Konkurrenz noch nicht dahin geführt hatte, durch Verabdrückung der Produktionskosten das Arbeitsverhältnis zu einem Knechtschaftsverhältnis zu machen. Unsere Altvordern hatten vor der Arbeit mehr Respekt als die Neuzeit und ließen ihr eine Achtung und Ehrerung zu Theil werden, die man heute nicht mehr kennt. Den Bergbau betrachteten unsere Vorfahren als eine würdige und hochzuverehrende Kunst; die Bergknappen bildeten weithin angesehene und geachtete Körperschaften und sie verdienten auch soviel, daß sie eine Rolle in der Gesellschaft spielen konnten, denn der Lohn wurde nicht durch Angebot und Nachfrage bestimmt, sondern er war fest reguliert und man hatte es dahin gebracht, daß kein Grubeneigentümer weniger Lohn zahlen durfte, als die anderen. „Die Bergmeister“, so heißt es in einer alten Bergordnung, „sollten ein ehrbar christlich Bedenken haben, daß sie den Bergarbeitern ein ziemlich Lohn machen und ordnen, davon sie sich erhalten können, auf daß sie nicht aus Mangel ihres Inhalts zu fehlen“ versucht werden.“

Wir führen diese Dinge an, um den Geist der früheren Auffassung zu zeigen im Gegensatz zu dem der heutigen.

Die Opfer von Saint-Etienne mögen dem Philistertum von heute wieder den Beweis liefern, welche Gefahren der Grubenbetrieb mit sich bringt und wie es nur eine einfache Pflicht der Humanität und des Anstandes wäre, wenn man dafür sorgen würde, daß die Bergarbeiter, die der Gesell-

*) Die Bergordnung bezieht sich auf Bergwerke, in denen nach edlen Metallen gegraben wurde.

schaft so große Dienste leisten, nicht allzulange zu arbeiten hätten und im Verhältnis zu den Mühseligkeiten und Gefahren des Bergbaus auch bezahlt würden.

Aber welche Vorurtheile sind da aufgetaucht bei Gelegenheit des letzten großen Bergarbeiterstreiks. Die Katastrophe von Saint-Etienne wird das Pathos der Philister herabstimmen. Leider, daß erst immer solch eine Katastrophe kommen muß!

Einigungsämter.

Eine recht interessante Notiz fanden wir dieser Tage in der Zeff. Ztg. Dieselbe lautete:

„Eine eigenthümliche und bedauerwerthe Erscheinung ist es, daß von den Theilnehmern an den vielen Streiks, die in letzter Zeit in unserer Stadt ausbrachen, fast noch keine Partei daran gedacht hat, das eigens zu diesem Zweck geschaffene Einigungsamt des städtischen Schiedsgerichtes um Vermittelung anzugehen. Die Arbeiter sind doch in diesem Amt ebenso gut vertreten, wie die Unternehmer, und die Leitung des Schiedsgerichtes liegt bekanntlich auch in durchaus humanen Händen.“

Was mag sich wohl Dr. Max Dirsch gedacht haben, als ihm diese Notiz zu Gesicht kam?

Das Einigungsamt soll ja nach diesem Sozial-Quacksalber das unfehlbare Hilfsmittel gegen die Streiks und ihre für Arbeiter wie Unternehmer gleich unliebsamen Wirkungen sein. Erst vor wenigen Wochen, als die Lohnbewegung in Deutschland immer weitere Kreise zu ziehen begann, wartete Herr Dirsch mit seinem Heilmittel wieder auf, indem er in einer Versammlung seiner Gewerksvereine eine Resolution annehmen ließ, nach welcher die „gesetzlichen“ Arbeiter die Lohnfrage „ohne schädliche Streiks auf dem Wege der Organisation und durch Einigungsämter“ zu lösen entschlossen sind.

Und kaum ist diese Resolution angenommen und durch den Druck veröffentlicht, da kommt aus Frankfurt, wo ein solches Einigungsamt, wenn auch nicht genau nach der Dirschen Schablone, schon seit Jahren besteht, die Nachricht, daß in der Zeit, wo gerade diese Institution in Wirksamkeit treten soll, d. h. bei ausbrechenden Lohnkämpfen, sich kein Mensch, weder Unternehmer noch Arbeiter, um dieselbe kümmert. Was aber von Frankfurt berichtet wird, das hat sich mit geringen Ausnahmen überall wiederholt, wo es bisher zu Lohnkämpfen gekommen ist. Bestehen auch Einrichtungen wie sie, im Anschluß an das dortige Gewerbeschiedsgericht, in Gestalt des Einigungsamtes eingeführt sind, nur an sehr wenigen Orten, so hat es doch an Ver suchen, die Lohnstreitigkeiten auf friedlichem Wege, d. h. ohne Niederlegung der Arbeit, zu regeln, nirgends gefehlt, und doch wie selten sind diese Bemühungen von Erfolg begleitet gewesen! Uns ist augenblicklich nicht ein einziger Fall bekannt, daß in der diesjährigen Lohnbewegung ein Streik durch das Eingreifen eines von beiden Theilen anerkannten Schiedsrichters verhindert worden wäre.

Herr Dirsch behauptete zwar in der vorstehend erwähnten

Feuilleton.

[Wiedruck verboten.]

18

Ein Goldmensch.

Roman von Maurus Jokai.

Fünftes Kapitel.

Die herrenlose Insel.

Die auf dem serbischen Ufer zurückgelassenen Zugpferde setzten noch in derselben Nacht sammt dem gelappten Schiffsseil in Ueberfuhrplätzen auf das ungarische Ufer über, unterwegs überall die Kunde verbreitend, das Lau sei bei dem gefährlichen Perigrader Strudel von selbst gerissen und das Schiff mit Mann und Maus zu Grunde gegangen. Am Morgen war dann im Drsovaer Hafen keine Spur mehr von der „heiligen Barbara“. Wäre zufällig der Kommandant der türkischen Brigantine auf den Einfall gerathen, auf dem Kanal inmitten des Eisernen Thores bis nach Drsova hinauf zu rudern, so hätte er hier schon nicht mehr gefunden, was er suchte; und über Drsova hinauf bis Belgrad gehört ihm nur die Hälfte der Donau; auf dem ungarischen Ufer hat er nichts zu befehlen. Die Festung auf der Neu-Drsovaer Insel gehört noch ihm.

Um 2 Uhr Nachts war die „Heilige Barbara“ von Drsova aufgebrochen. Nach Mitternacht pflegt der Nordwind in der Regel auszufehen, und so mußte man die günstige Zeit benutzen. Die Mannschaft hatte, um sie bei gutem Muthe zu erhalten, eine doppelte Ration Brantwein erhalten, und oberhalb Drsova ertönte wieder das melancholische Getöse des Schiffshorns.

Der Ausbruch erfolgte in aller Stille; von den Wällen der Neu-Drsovaer Inselung tönten die lang gezogenen Rufe der türkischen Schildwachen herüber. Das Schiffshorn

gab erst dann ein Signal, als auch der Gipfel des „Allion“ hinter den neuen Bergriesen verschwunden war.

Auf das Dornsignal kam Limea aus der Kabine heraus, wo sie einige Stunden geschlafen hatte, und ging, eingehüllt in ihren weißen Burnus, zum Schiffsschnabel, um Cuthym zu suchen, welcher die ganze Nacht sich nicht schlafen gelegt und die Kabine gar nicht betreten, ja — was noch auffallender war — nicht einmal geraucht hatte. Es war nicht erlaubt, bei Nacht irgend ein Feuer an Bord des Schiffes anzuzünden, damit man auf der Neu-Drsovaer Insel nicht aufmerksam auf das Schiff werde.

Limea mochte fühlen, daß sie einen Fehler gut zu machen habe; denn sie sprach Timar an und befragte ihn über die Sehenswürdigkeiten an beiden Ufern. Der Instinkt ihres kindlichen Herzens flüsterte ihr zu, daß sie diesem Manne zu Dank verpflichtet sei.

Die Morgendämmerung traf das Schiff in der Gegend von Dgradina. Der Kommissär lenkte dort die Aufmerksamkeit Limea's auf ein achtzehn Jahrhunderte altes Denkmal. Es war dies die in die Felsenwand eingehauene „Trajan-Lafel“, welche von zwei gesügelten Genien gehalten wird und von Delphinen umgeben ist; auf der Lafel stehen die Gedenkseiten, welche das Menschenwerk des göttlichen Imperators verewigen. Wenn auf dem serbischen Ufer die Bergspitze des „großen Sterbez“ verschwindet, folgt wieder ein neuer Felsenkorridor, welcher die Donau in ein fünfhundert Klafter breites Bett zusammendrängt. Diese Gebirgshalle führt den Namen „Kafan“. Zwei- bis dreitausend Fuß hohe steile Felswände erheben sich rechts und links, deren Wendungen sich in opalfarbene Nebel verlieren. Von der einen Steinwand stützt ein tausend Fuß hoch aus einer Höhle hervorquellender Bach herab, wie ein zartes Silberband, das sich in Nebel auflöst, bevor es die Donau erreicht. Die beiden Felswände laufen ununterbrochen fort, nur an einer Stelle spaltet der Berg, und durch diesen Spalt lacht die blühende Landschaft eines Hochgebirgthals hernieder, mit

einem weißen Thurm im fernen Hintergrund. Es ist der Thurm von Dubova; dort ist Ungarn.

Limea wandte ihre Blicke von diesem Schauspiel nicht ab, bis das Schiff an demselben vorüber war und die Berge sich wieder schlossen über der reizenden Landschaft und die tiefe Schlucht mit ihren Schatten verhüllten.

„Mir ist“, sagte Limea, „als gingen wir durch einen langen, langen Kerkergang in ein Land, aus dem man nicht mehr zurück kann.“

Die Bergwände werden immer höher, der Wasserspiegel der Donau immer dunkler und zum Abschluß des wild romantischen Panoramas zeigt sich am nördlicher Abhang eine Höhle, deren Mündung von einer Brustwehr umgeben ist, mit Schießscharten für Kanonen.

„Das ist die Veterani-Höhle“, sagte der Kommissär zu Limea. „Hier kämpften vor hundertvierzig Jahren dreihundert Mann mit fünf Kanonen gegen eine ganze türkische Armee und hielten sich vierzig Tage lang.“ Limea schüttelte den Kopf. Der Kommissär wußte aber noch mehr von der Höhle zu erzählen.

Vor vierzig Jahren verteidigten die Unserigen diese Höhle in einem blutigen Kampf gegen die Türken. Die Osmanen verloren über zweitausend Mann unter den Felsen.“

Limea zog ihre zarten Augenbrauen zusammen und warf dem Erzähler einen eisig kalten Blick zu, so daß ihm jedes weitere ruhmredige Wort im Halse stecken blieb. Limea verhielt sich den Mund mit ihrem Burnus, wandte sich von Timar ab, ging in die Kajüte und kam bis zum Abend nicht wieder zum Vorschein. Sie sah nur durch das kleine Kabinfenster, wie am Ufer der Reihe nach verfallende Burghürme, alterthümliche, vereinsamte, massive Wachtthürme, die bewaldeten Felsen des Kliffura-Hales und inmitten der Donau aus den Fluthen hervorragende Felsenkolosse an ihr vorüberzogen. Sie fragte nicht einmal nach der Geschichte jenes achtgedigen Schloßthurmes in der Nachbarschaft von

Verammlung seiner Getreuen, daß die öffentliche Meinung in Deutschland mehr als jemals für seine Einigungsämter gewonnen sei, daß in England es die Regel, durch dieselben die Differenzen über Lohnhöhe und Arbeitszeit austragen zu lassen und daß auch bei uns die Buchdrucker seit 1873 durch ihr Einigungsamt es bewiesen haben, daß mit beiderseitigen guten Willen erträgliche Arbeitsbedingungen auch ohne die schweren Lohnkämpfe früherer Jahre zu erzielen seien. — Man muß wirklich die Stirne eines Max Hirsch haben und vor Gewerksvereinsrednern, d. h. vor Arbeitern reden, welche um ihrer Rassenansprüche willen sich fürchten müssen, Opposition zu machen, um den Mut zu finden, die Thatsachen so auf den Kopf zu stellen, wie Hirsch es in den vorstehend wiedergegebenen Ausführungen thut.

Was es mit dem Gewinnen der öffentlichen Meinung für die Einigungsämter auf sich hat, das zeigt die Notiz der „Frankf. Ztg.“ so drastisch, daß es darüber keines weiteren Wortes bedarf. Die behauptete vorzügliche Wirkung des Einigungsamtes in der Buchdruckerorganisation steht aber mit den Thatsachen in so offenbarem Widerspruch, daß selbst der „Correspondent“ dagegen sehr energig Widerspruch erhebt und der doch sonst so launisch gemordete Härtel seinen Kollegen vom Eisenacher Kathedersozialistkongress her eine Abfertigung zu Theil werden läßt, die dieser sich schwerlich hinter'n Spiegel steckt.

Und nun gar die Behauptung, daß es in England „die Regel“ bilde, Differenzen über die Arbeits- und Lohnbedingungen durch Einigungsämter zu erledigen, ohne sich zu „schädlichen Streiks“ fortzuziehen zu lassen!

Ja, lesen denn die Mitglieder der Hirsch'schen Gewerksvereine gar keine Zeitung, daß der Herr Doktor, den diese Arbeiter mit 3000 M. jährlich besolden, ihnen dafür solche offenkundige — Unwahrheiten aufbinden kann?

Zu einer Zeit, wo in den englischen Industriestädten — nachdem die Jahre lang andauernde Krisis auch dort endlich gewichen ist — die Arbeiter überall sich entweder zum Streik rüsten, oder sich bereits in demselben befinden; wo in Glasgow allein ca. 6000 Matrosen und Dockarbeiter sich im Ausstande befinden, weil die Rhedereifirmen wohl bereit wären die Lohnforderungen der Arbeiter zu bewilligen, sich aber weigern, den Verband der Matrosen und Dockarbeiter anzuerkennen, da hat Herr Hirsch die Kühnheit, in einer Arbeiterversammlung zu behaupten, in England wäre zur Regelung der Lohnfrage der Streik ein überwindener Standpunkt und die Erledigung derselben durch die Einigungsämter die Regel.

Genau das Umgekehrte ist der Fall, und weil dies so ist, und unter der Herrschaft der kapitalistischen Produktionsweise auch gar nicht anders sein kann, deshalb haben die Sozialdemokraten sich von jeher gegen die von Hirsch und Konsorten angepriesenen sozialen Mittel ablehnend verhalten. Nicht weil die Sozialdemokratie ihre Freude am Umsturz und an der Unzufriedenheit der Arbeiter hat, ist von ihrer Seite die Lehre von der Harmonie zwischen Kapital und Arbeit stets bekämpft worden, sondern darum, weil diese Lehre nichts weiter als ein arger Humbug ist, erfunden zu dem Zwecke, durch sie die Arbeiter über ihre wirkliche Stellung dem Kapitalismus gegenüber zu täuschen.

Die Sozialdemokratie hat sich nie blind gezeigt gegenüber den Schänden, welche jeder Streik auch für die Arbeiter im Gefolge hat. Es ist eine der größten Lügen, die im politischen Kampfe je gebraucht wurden, wenn behauptet wird, der Streik sei ein sozialdemokratisches Mittel und werde von dieser Partei den Arbeitern nur empfohlen, um durch ihn den sozialen Frieden zu fördern. Das Koalitionsrecht und in dessen Gefolge der Streik sind liberale Errungenschaften in des Wortes vollster Bedeutung, sie sind die Gegenleistung des Liberalismus an die Arbeiter für die unbedingte Ausübungsfreiheit, die dem Kapitalismus durch die Befestigung der früher bestandenen wirtschaftlichen Schranken eingeräumt wurden!

Nicht die Sozialdemokraten „behen“ zum Streik, sondern unsere heutige Wirtschaftsordnung bedingt ihn. Unter derselben gestaltet sich die Frage nach den Arbeitsbedingungen einfach zu einer Machtfrage und Machtfragen werden heutzutage eben noch nicht entschieden nach den Schiedsprüchen philanthropischer Gemüther, sondern nach dem Recht des Stärkeren. Sind die Arbeiter die Stärkeren, d. h. ist die Nachfrage nach „Händen“ größer als das Angebot, so müssen die Unternehmer den Forderungen der Arbeiter entgegenkommen; die Löhne steigen, die Arbeitszeit wird verkürzt. Verringert sich die Nachfrage nach Arbeitern und tritt ein Ueberfluß derselben ein, so sinken die Löhne und wird regelmäßig die Arbeitszeit wieder verlängert.

Die aus diesem Verhältnis resultierenden Kämpfe zwischen den Unternehmern und Arbeitern durch Einigungsämter und Schiedsgerichte aus der Welt schaffen zu wollen, erweist sich schon um deshalb als eine Unmöglichkeit, weil unter der Herrschaft der freien Konkurrenz es bei der Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen viel weniger auf den guten Willen des Einzelnen als auf die allgemeine Lage des Geschäftes und den Stand der Konkurrenz unter einander ankommt.

Was hilft es, wenn von 10 Fabrikanten 6 den Entscheid des Einigungsamtes annehmen, die übrigen 4 aber denselben

ablehnen und dadurch ihre Kollegen zwingen, von dem Ueberkommen zurückzutreten, wenn sie sich nicht einer ruinierenden Konkurrenz aussetzen wollen. In solchen Fällen, und diese bilden weitaus die Mehrzahl bei allen Lohnstreitigkeiten, bleibt eben als letztes wirksames Mittel nur der Streik, um die widerhaarigen Unternehmer zur Ration zu bringen.

Das hat die große Mehrzahl der deutschen Arbeiter denn auch glückselig begriffen und wenn die „Frankf. Ztg.“ sich wundert, daß die Arbeiter ihre Lohnstreitigkeiten nicht vor das dortige Einigungsamt bringen, obwohl dasselbe doch alle Garantien für eine unparteiische Entscheidung bietet — was wir, nebenbei bemerkt, gar nicht bezweifeln wollen — so brauchte die Redaktion des Blattes nur die früheren Jahrgänge desselben nachzuschlagen und sie würde die Antwort in den eigenen Spalten finden. Um ihr aber diese Arbeit zu ersparen, wollen wir hier die Gründe mittheilen, welche auf dem letzten Verbandstag der Gewerksvereine in Düsseldorf Herr Gängel, der Delegirte der Lederarbeiter, dafür anführte, warum die Arbeiter vom „Bemitteln“ so wenig wissen wollen. Der genannte Delegirte verlangte, daß die Gewerksvereine zur Frage des Normalarbeitstages und der Sonntagsruhe bestimmtere Stellung nehmen müßten: „Aber anstatt daß für diese zeitgemäßen Forderungen eingetreten werde, bekomme man vom Zentralrath die Weisung, auf gutlichem Wege vorzugehen, aber der Arbeitgeber unterhandle mit dem Arbeiter einfach nicht.“

Herr Gängel ist, wie er von sich selbst sagt, ein überzeugter Gewerksvereinsler, also gewiß ein klassischer Zeuge über den Werth der Harmonielehre. Hätte aber der verdienstliche Sozialdemokrat ein verdammederes Urtheil über sie abgeben können?

Politische Uebersicht.

Internationaler Arbeiterkongress zu Paris. Das Versammlungslokal für den Kongress ist **Salle Petrelle, Rue Petrelle.**

Die Vertreter, die mit den Schnellzügen durch Belgien und durch das Elsaß Sonnabend, den 13. d. Mts., Vormittags in Paris ankommen, werden an den Bahnhöfen empfangen.

Einzelntreffende Vertreter wollen sich direkt nach dem Versammlungslokal begeben.

Die Zahl der aus Deutschland angemeldeten Vertreter ist auf 72 gestiegen.

Die **Pariser Friedenskongresse** haben kein praktisches Ergebnis gehabt und höchstens gezeigt, wie unausführbar die Aufgabe ist, welche die Friedensschwärmer sich gestellt haben — so höhnt in allen Tonarten die chauvinistische Presse. Welches „praktische Ergebnis“ sollten die zwei Friedenskongresse denn aber haben? Daß die Teilnehmer kein Ultimatum an die Regierungen Europas erlassen konnten, war doch wahrscheinlich von vornherein selbstverständlich. Es konnte und sollte sich nur um eine agitatorisch-propagandistische Beeinflussung des öffentlichen Denkes und Fühlens handeln, und was in dieser Beziehung geschehen konnte, ist geschehen. Von einer „Aussprechbarkeit“ der Aufgabe zu reden, ist thöricht; die Feinde des Fortschritts haben zu allen Zeiten das erstrebte Neue für „unausführbar“ erklärt, und doch ist zu allen Zeiten für „unausführbar“ Erklärtes Wirklichkeit geworden. Die 10 bis 11 Millionen Soldaten, die Europa mitten im sogenannten Frieden in ein Kriegslager verwandelt haben und alle ökonomischen Nachteile des Kriegs über die Völker verhängen, werden natürlich nicht durch einen Kongressbeschluss den Beschäftigungen des Friedens und ihren Familien zurückgegeben, allem ne legen den Völkern immer größere, immer erdrückendere Opfer auf, und das Uebel ist nachgrade — eine winzige Minorität ausgenommen — so greifbar für Jeden und so unerträglich für Jeden geworden, daß die Verhandlungen und Beschlüsse der Friedenskongresse in immer weiteren Kreisen Wiederhall finden und dadurch unzweifelhaft auch eine praktische Bedeutung zu erlangen beginnen. Und war es etwa an sich unpraktisch, was die Kongresse beschlossen? Sie sprechen sich für internationale Schiedsgerichte aus. Nun, die englische und die amerikanische Regierung haben das Praktische und Vernünftige der Forderung bereits in der denkbar frühesten Weise anerkannt, indem sie selber internationale Differenzen durch Schiedsgerichte beizulegen. Und erst dieser Tage hat die englische Regierung einen recht häßlichen Streit mit Portugal, der nach der guten alten Sitte zweifellos eine gesunde Dauererziehung und Schiekerie nach sich gezogen hätte, durch Uebertragung der Sache an ein Schiedsgericht aus der Welt geschafft, ohne daß einem Menschen ein Haar gekrümmt worden wäre oder noch gekrümmt werden könnte.

Man darf auch nicht sagen, die Fälle, in denen ein internationales Schiedsgericht zur Anwendung gekommen, seien ohne sonderliche Tragweite gewesen. Der Alabama-Streitfall war ganz

darnach angethan, zwei der mächtigsten Reiche der Welt in einen Krieg von gewaltigster Ausdehnung und furchtbarster Verderblichkeit zu stürzen. Aber die Staatsmänner beider Reiche sagten sich, daß ein gerechter Friede tausendmal besser ist, als der ruhmvollste Krieg, und sie einigten sich, einem unparteiischen Dritten — der Schweiz — die Entscheidung über Recht und Unrecht zu geben. Und der Friede blieb erhalten und beide Theile sind mit dem Schiedspruch zufrieden. Ist die Hoffnung etwa aussichtslos, daß die Staaten des europäischen Festlandes Regierungen bekommen, die von ähnlichen Beweggründen der Humanität und echten Staatsmännlichkeit geleitet werden, wie die englische und die amerikanische? Das hieße den Völkern des Festlandes von Europa doch ein sehr schlechtes Zeugniß ausstellen.

Die großen Rüstungen und die großen Armeen Deutschlands finden in der „Köln. Volksztg.“ folgende interessante Darstellung: „Die 5 großen Staaten Europa's haben in einem zukünftigen Kriege 16 Millionen, nach anderen Schätzungen sogar 26 Millionen Mann unter den Waffen, und zwar Deutschland 31 Millionen (5,9 Millionen), Oesterreich-Ungarn 1140000 (4315000), Italien 2119250 (3530000), Frankreich 3753000 (5710000), Rußland 5500000 (6675000) Mann. Die Friedenspräsenz dieser Staaten beträgt 2315000 Mann (Deutschland 492000, Oesterreich-Ungarn 301000, Italien 253000, Frankreich 499051, Rußland 770000), welche einen Jahresaufwand von 2 1/2 Milliarden Mark erfordern. Die Kriegsbudgets an ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben für Heer und Marine beziffern sich nämlich in Deutschland auf 735 Millionen, in Oesterreich-Ungarn auf 228 Millionen, in Italien auf 318 Millionen, in Frankreich auf 610 Millionen und in Rußland auf 409 Millionen Mark. In den letzten 10 Jahren sind die Budgets der europäischen Großstaaten um 4 Milliarden Mark gewachsen, wovon zwei Drittel auf die Heeresausgaben entfallen. Die öffentliche Schuld der genannten fünf Staaten beträgt rund 100 Milliarden Mark, wovon 42 Milliarden in den letzten 25 Jahren, also nicht ein Mal der Lebenszeit der gegenwärtigen Generation, aufgenommen worden sind. Wenn diese Steigerung der öffentlichen Schuld in gleicher Weise anhält, so wird die Staatsschuld Europa's am Ende des 20. Jahrhunderts 400 Milliarden Mark betragen. Das sind die Summen an Geld für die Friedenszeit. Bei einer Mobilmachung steigert sich die Heeresausgaben für das Jahr von 2 1/2 auf 16 1/2 Milliarden Mark; dazu kommt, daß dann 14 Millionen Menschen, welche sich eine selbstständige Existenz gegründet haben, mit einem Schlag ihrem Erwerb und ihrer Familie entzogen werden. Unberücksichtigt sind bei diesen Summen überdies die immer wachsenden Heeresausgaben Englands sowie diejenigen der kleineren Staaten Europas (Spanien, die Balkanländer, Skandinavien), welche gezwungen sind, dem Beispiele der fünf Großstaaten zu folgen.“ — Die Unmöglichkeit, diesen Aufwand auf die Dauer zu ertragen, die Sorge, ihm ein Ende zu machen, wobei an eine Abriistung nicht gedacht wird, bezeichnet das Blatt zum Schluß mit Recht als die Hauptquelle der europäischen Kriegsgeschichte.

Eine Rechtfertigung des Zuli-Imports versucht das offizielle Organ der Hamburger Rheder, die „Uebersee-Post“, in folgenden Ausführungen, die durch ihre Dreistigkeit imponieren können: „Die Einstellung von Chinesen und Negern auf hamburgischen Dampfern ist lediglich auf Nachfrage und Angebot zurückzuführen. (Welch nationalökonomischer Niefmann! Red.) Es ist bekannt, daß die Kauffahrtsflotten aller Nationen in jüngster Zeit eine ungeheure Vermehrung an Schiffen erfahren, und daß speziell die Hamburgischen Rhederien ihre Schiffsbestände fortwährend in einem bis dahin niemals stattgehabten Maßstabe erweitern. Die natürliche Folge ist der wachsende Bedarf an Besatzungsmannschaft, namentlich an Maschinen- und Heizerpersonal. Trümmen wir daran, daß die Bedienung eines einzigen Schiffes, des Typdampfers der Badefahrt „Augusta Victoria“, etwa hundert Feuerleute erfordert, so ergibt sich aus dieser einen Thatsache augenfällig die große Nachfrage nach Arbeitskräften dieser Art, und sie macht es begreiflich, daß die Lohnforderungen sich steigerten. In kurzer Zeit gingen die Löhne der Heizer von 55 auf 85 M. Allen billigen Anforderungen wurde seitens der Rheder bereitwillig nachgegeben. Als aber die Forderungen ins Ungemessene stiegen, als insolge sozialdemokratischer Aufbegehren (die Unternehmer können sich jetzt gar keine Arbeiterbewegung mehr denken, hinter der sie nicht die Sozialdemokratie vermuten. Damit geben sie zu, was ihre Soldschreiber sonst mit Empfinden bestreiten, daß nämlich die deutsche Sozialdemokratie gleichbedeutend mit den deutschen Arbeitern ist. Und je mehr sie darüber schimpfen, desto mehr hat die Sozialdemokratie Grund, zufrieden zu sein. Red.) der überhaupt noch vorhandene kleine Bestand brauchbarer Arbeiter sich verfrühen ließ, die Arbeit einzustellen, (!) als diese sich weigerten, mit den zur Komplettierung herangezogenen Schwarzen und Gelben gemeinsam zu arbeiten (Bravo! Red.), mußte seitens der Rhederien darauf Bedacht genommen werden, den Betrieb gegen die sozialdemokratischen

drei kleineren Thürmen, um welche eine Basensteinmauer herumläuft. Und doch hätte sie dann von dem Schicksal der schönen Cäcilie Rozgoni, der Gefahr des ungarischen Königs Sigismund und der Niederlage der Ungarn gehört. Jene Ruine dort ist die Salamburger Burg.

Von Anfang bis Ende ist diese doppelte Uferreihe ein versteinertes Geschichtsbuch zweier Nationen, welche eine tolle Schicksalslaune dazu aussersehen hat, sich gegenseitig zu verheren und die hier zu Beginn jedes Krieges aufeinanderprallen. — Es ist eine lange Krypte, welche die Gebeine von vielen hunderttausend Feldern in sich schließt.

Timea kam wieder an diesem Tage noch am nächsten aus der Kabine heraus. Sie zeichnete einzelne Landschaftsbilder in ihr Skizzenbuch, welche sie auf dem ruhig dahingleitenden Schiffe bequem festhalten konnte.

Drei Tage vergingen darüber, bis das Schiff an die Stelle gelangte, wo die Morava in die Donau fällt.

An der Mündung des Flusses liegt Semendria. Auch auf den sechsunddreißig Thürmen dieser Festung hat oft bald die Fahne mit der Mutter Gottes, bald die mit dem Halbmond geweht, und ihre braunen Rundmauern sind bespritzt mit dem Blute verschiedener Nationen.

Bei der anderen Mündung der Morava stehen von der alten Beste Ruines nur noch die öden verwitterten Mauern, und jenseits der Ostrovaer Insel starren auf einer Bergspitze die Ruinen der Burg Rama — jetzt nur ein Grabstein — empor.

Doch ist jetzt keine Zeit, sie anzustarren. Heute kommt Niemand dazu, melancholischen Betrachtungen über dahingeschwundene Größe verfallender Nationen nachzuhängen, denn man hat Dringenderes zu thun.

So wie die ungarische Ebene sich zu öffnen beginnt, stürmt der Nordwind mit solcher Macht auf das Schiff ein, daß die Zugpferde es nicht mehr aufzuhalten im Stande sind, der Wind wirft es auf das jenseitige Ufer. Es geht nicht weiter! lautet der Ausruf.

Erstlich wechselt insgeheim einige Worte mit Timar, worauf dieser zum Steuermann sich begiebt.

Meister Fabula bindet das Steuerruder mit Striden fest und läßt es stehen. Dann ruft er die Bootsleute an

Bord und schreit ans Ufer hinüber, der Schiffszug möge halten. Hier hilft weder Rudern noch Ziehen. Das Schiff steht vor der Ostrovaer Insel; sie streckt eine lange, spitze Landzunge in die Donau hinaus; ihre nördliche Seite ist steil und zerklüftet, mit uralten Weidenbäumen bewachsen.

Die Aufgabe ist, auf die Südseite jener Insel zu gelangen, wo dann die „heilige Barbara“ in einem von dem Nordwinde geschützten Hafen ausruhen kann und zugleich vor den neugierigen Blicken der Menschen versteckt ist. Denn der breitere Donauarm, welcher gegen Serbien zu die Insel umgürtet, wird von den Schiffen nicht befahren, weil er voller Sandbänke und Furchen ist.

Das Kunststück besteht jetzt darin, um die nördliche Seite herumzukommen; „Durchhauen“ kann man nicht, denn des Windes wegen kann das Schiff nicht gegen das Wasser. Der einzige Ausweg ist das „Aufwinden“.

Das Schiff wirft Anker mitten in der Donau; das Zugseil wird von den Pferden losgebunden und ins Schiff gezogen. An das Ende des Zugseils wird dann der zweite Anker gebunden und in das Boot gelegt; die Ruderknechte fahren damit gegen die Ostrovaer Insel, bis das Lau abgewickelt ist, dann werfen sie den Anker aus und kehren auf Schiff zurück. Nun ziehen sie den ersten Anker wieder heraus, binden das Tauende des zweiten oben versenkten Ankers an die Kreuzwinde und vier Männer fangen an, das Lau aufzuwinden. Das Lau rollt sich in langamer Bindung an der Haspel auf und das Schiff beginnt sich in der Richtung des ausgeworfenen Ankers vorwärts zu bewegen.

Eine menschenqualerische Arbeit! Wenn das Schiff den ausgeworfenen Anker erreicht hat, läßt man den zweiten Anker ins Boot herab, rudert damit vorwärts, wirft den Anker neuerdings aus und windet das Lau wieder am Spill auf. So kommt man mit schweißtreibender Mühe Schritt für Schritt vorwärts gegen Wind und Strömung; das ist das „Aufwinden“.

Es währte einen halben Tag, bis man aus der Mitte der Donau das große Lastschiff allein mit Menschenkraft bis zur Spitze der großen Insel aufgezogen hatte.

Das wird ein mühseliger Tag für diejenigen, welche zu arbeiten haben, und ein langweiliger für die, welche zu sehen.

Das Schiff hatte den befahrenen Donauarm verlassen, wo man doch wenigstens von Zeit zu Zeit an alten Ruinen vorüber kam, wo man anderen Schiffen begegnete, oder an langen Reihen klappernder Schiffsmühlen vorüber fuhr; statt dessen lief es jetzt in den nicht befahrenen Arm ein, wo ihm rechts die Aussicht verdeckt wird durch eine lange, reizlose Insel, auf der nur Pappeln und Weidenbäume zu wachsen scheinen, nirgends eine menschliche Behausung am Ufer, links aber verliert sich das Wasser in ein dichtes Schilfmeer, aus dem nur an einer Stelle eine festen Boden verrathende Vegetation, eine Gruppe hochgeschossener, silberblättriger Pappeln hervorsticht.

In dieser von Menschen unbewohnten, stillen Gegend ruhte die „heilige Barbara“ aus. Und jetzt stellte sich eine neue Kalamität ein. Alle Lebensmittel waren ausgegangen. Bei der Abfahrt von Galatz hatte man darauf gerechnet, daß man herkömmlicher Weise bei Orsova eine lange Rast halten und sich dort frisch verproviantieren werde. Nachdem man aber bei Nacht und plötzlich weitergefahren war, befand sich auf dem Schiffe, als dieses vor der Ostrovaer Insel anlangte, weiter nichts, als etwas Kaffee und Zucker, und im Besitze Timea's eine Schachtel mit türkischer Dulkschassa, Zuckerfrüchten, welche diese aber nicht öffnen wollte, weil sie als Geschenk für Jemanden bestimmt war.

„Nacht nichts“ sagte Timar, „irgendwo an beiden Ufern wird doch eine Menschenseele wohnen; Lämmer und Ziegen giebt's überall, und für Geld wird hier Alles zu haben sein.“

Und noch eine andere Fatalität stellte sich ein. Das am Anker befestigte Schiff wurde von den Wogen, welche der stürmgepeitschte Fluß aufwarf, so hin und her geschaukelt, daß Timea förmlich seetranke wurde, Uebelleiten bekam und in Angst gerieth.

Vielleicht läßt sich dennoch eine Wohnstätte ausfindig machen, in welcher Timea mit ihrem Bater die Nacht ruhig verbringen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Umtriebe und Vergewaltigungen sicher zu stellen, wenn die arisanische und osianische Linie die beste Gelegenheit fand. Für die Einstellung der fremdländischen Arbeiter sind demnach mehrfache und gute Gründe maßgebend gewesen. Erstens der Mangel an Heizern und Zimmern an sich, zweitens sozialdemokratische Aufwiegelungen, drittens die billigere Arbeitskraft der Farbigen. (!) Dieser letzte Punkt ist keineswegs ohne Bedeutung (Das stimmt!) Es ist sogar der einzige Grund und zwar im Hinblick auf die Konkurrenzfähigkeit mit den anderen schiffahrtstreibenden Nationen, denn daß die Frachtraten mit den Arbeitslöhnen in Wechselwirkung stehen, wird niemand leugnen wollen. Konkurrenzende englische Linien haben schon seit Jahren die billigere farbige Arbeitskraft benutzt. Unseres Erachtens sollten sämtliche Rheederien keine Gelegenheit verabsäumen, ihr Heizerpersonal aus den für den Feuerdienst widerstandsfähigeren Rassen zu entnehmen. Den mannigfaltigen hierfür angeführten Gründen läßt sich ein humanitärer Wuh über die Heuchelei! Zur näheren Orientierung über die „Humanität“ der Rheeder verweisen wir unsere Leser auf den Bericht über eine Verhandlung des Seemanns in Bremerhaven, den wir in der Rubrik „Gerichtszug“ bringen. (Red.) hinzuzufügen. Wer die schwere Arbeit vor den Feuerstellen der Dampfschiffe kennt, wird zugeben müssen, daß der unter südlicheren Breitengraden geborene Kuli sich ungleich besser für diesen sauren Dienst eignet, als der Europäer. Sachliche und humane Erwägungen führen also dahin, die Einstellung von Chinesen und Negern als Heizer und Dohlenzieher auf der deutschen Handelsmarine zu vertheidigen.“ So die „Mebersee-Vost“, deren Ausführungen selbst den Beifall der ultramontanen „Germania“ nicht finden. Das Blatt bemerkt ganz richtig: „Haben die Kulis einmal Boden gefaßt, so werden sie bald in größeren Schaaeren kommen, namentlich, wenn sie erfahren, daß auch deutsche Landwirthe schon schneefüchtig nach ihnen ausgehakt haben sollen. Es werden auf den Schiffen unentgeltlich arbeiten, nur um freie Fahrt nach Deutschland zu erhalten. Die Gefahr, daß die Kulis in Massen einzuwandern versuchen, ist gar nicht so fernliegend. Sie wird noch dadurch verstärkt, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika und die englischen Kolonien in Australien erst neuerdings energische Schritte gegen die stetig zunehmende chinesische Masseneinwanderung gethan haben. Die „Chinesengefahr“ läßt eine lebende Rubrik in weiterblickenden volkswirtschaftlichen und handelspolitischen Schriften. An Bedürfnislosigkeit wird der Chinese von keinem Europäer erreicht und in der Vertheidigung der „Mebersee-Vost“ wird ja auch als ein Grund für die Einstellung solcher Arbeitskräfte deren „billigere Arbeitskraft“ angeführt. Diese „billigere Arbeitskraft“ scheint auch der Hauptgrund für die Hamburger Rheeder gewesen zu sein. Es kann indessen durch diese „billigere Arbeitskraft“ ein Kampf zwischen gelber und weißer Arbeit entfesselt werden, dessen Umfang und Tragweite sich heute noch gar nicht übersehen läßt. ... Wir leben jetzt im Zeitalter der Streits; Lohnkämpfe zwischen Arbeitern und Unternehmern sind jetzt in allen Staaten üblich. Da könnte es zu unübersehbaren Konsequenzen führen, wenn etwa das Vorgehen der Hamburger Rheeder den Anstoß dazu geben sollte, daß gegen streikende europäische Arbeiter bedürfnislose Kulis zu Hilfe gerufen würden. In englischen Unternehmungskreisen ist der Massenimport von Kulis längst erörtert worden; lediglich aus Furcht vor den wohlorganisirten englischen Arbeitergewerkschaften hat man die Idee bisher unausgeführt gelassen. Bei uns giebt es aber solche mächtige Arbeitergewerkschaften nicht. Die Gefahren einer solchen Chineseneinwanderung für den sozialen Frieden aber und — bei den bekannten Kältern der Chinesen — auch für die Sittlichkeit sind so groß, daß sie von unserem Festlande wenigstens unter allen Umständen und zwar bei ihren etwaigen Anfängen schon unbedingt ferngehalten werden muß.“

Nicht gemildert sei der Konflikt mit der Schweiz. So schreibt man den Münchener „Neuest. Nachr.“ aus Bern, dort sei seit der Veröffentlichung der Bismarckschen Notizen im „Reichsanzeiger“ unter dem Titel „Das deutsche Reichskanzlers eingetroffen.“ Auch scheint die erste Maßregel gegen die Schweiz nunmehr ergriffen zu sein. Nach einer Mittheilung der „Zeitschrift für Eisenbahnen“ in Wien hat sich die deutsche Regierung entschlossen, den zwischen Berlin und Rom einzuführenden Blißzug nicht über den Gotthard, sondern über den Brenner zu leiten.

Nach der Polizei ruft das Blatt der Grubendirektoren, die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“, angesichts einer Versammlung von Bergarbeitern in Dorfeld. Das saubere Organ verlangt, daß die Behörden zur Ueberwachung der Bergarbeiterversammlungen wenigstens Beamte beordern, die im Stande seien, die Tragweite der dort gehaltenen Reden zu erfassen. Gleichzeitig nennt das Blatt einen Bergmann, der in der betreffenden Versammlung als Redner austrat, einen „gottvergessenen Huhn“. Mehr als dieses Organ der Grubendirektoren in Denunziationen gegen die Bergleute leistet, kann schlechterdings überhaupt nicht geleistet werden. Die Soldschreiber der Grubenerverwaltungen müssen bei solchem Fleiß sehr gut bezahlt sein.

Aus Kunst und Leben.

Das Eisenbahn-Unglück bei München. Seit zwei Jahren, da das bekannte Unglück am Faulenberg bei Würzburg so vielen Menschen das Leben kostete, hat sich im Bereiche der bayerischen Eisenbahnen keine solche Katastrophe ereignet, wie die am Sonntag bei Röhmoos. Dieser Ort ist zirka 27 Kilometer von München entfernt und mit einem gewöhnlichen Zuge in 50 Minuten zu erreichen. Der Eisenbahnzug, welchem das schwere Mißgeschick begegnete, bringt Passagiere aus Berlin und Frankfurt und ist für die Südroute einer der wichtigsten Züge. In Neuschillingen werden die Berliner, die Frankfurter und die bayerischen Wagen vereinigt. Es läuft der München-Kölnen Schlafwagen mit. Der Schnellzug war sehr stark besetzt. Er hatte schon in Frankfurt sieben bayerische Wagen, zu denen in Altschönberg noch einige Schlafwagen kamen. Die Unglücksstätte liegt ungefähr 50 Meter von dem Bahnhofgebäude. Dicht daneben steht ein Bahnhofsgebäude, welches merkwürdigerweise unversehrt blieb. Die Ursache des schrecklichen Unglücks ist darauf zurückzuführen, daß ein durch lange Arbeit ermatteter Hilfswechselwärter es unterlassen hatte, den Wechsel (Weiche) zu stellen, so daß der Schnellzug auf ein todtes Geleise fuhr, auf dem drei Wagen, darunter einer mit Kohlen beladen, standen. Der Lokomotivführer, welcher beim Passiren des Weichels die Katastrophe kommen sah, gab das Rothsignal und zog die Weichenhause-Bremse. Es war aber nicht mehr möglich, den Zug zum Stehen zu bringen. Die erste Maschine ist vollständig demolirt, die zweite weniger beschädigt. Beide haben sich meterweit in die Erde eingegraben. Einer der Wagen wurde über das Geleise hinausgeschleudert, einer aus den Schienen auf die linke Seite, der dritte kam unter die erste Maschine zu liegen. Ein Passagierwagen, welcher hinter den Lokomotiven zwischen dem Postwagen und einem Güterwagen eingeschaltet war, wurde vollständig zertrümmert und die Insassen mit wenigen Ausnahmen getödtet. Von Reisenden waren sofort todt: Oberzolinspektor Junge, Oberforstmeister Beyreuther, Postdirektor Renz mit Frau aus Eidenhof in Sachsen, Referentenanten Stoll aus Ingolstadt, Bezirksamtmann Schöller aus Pfaffenhofen, Frau Mehl aus Wien mit ihrem Kinde. Unter den Trümmern des verunglückten Zuges ist in der Zwischenzeit die Gattin des Hauptmanns Stoeper aus Bayreuth als Leiche gefunden worden. Einige der verunglückten Reisenden lebten noch zwei Stunden unter den Trümmern und starben, als die

Die internationale Arbeiterschuhkonferenz wird die russische Regierung, wie dieselbe in Bern hat mittheilen lassen, „aus Opportunitätsgründen“ nicht beschiden. Worin diese Opportunitätsgründe bestehen, wird nicht gesagt. Vielleicht benutzt auch die russische Regierung den Konflikt mit der Schweiz wegen der Fremdenpolizei als Vorwand, um an den Verhandlungen der internationalen Schuhkonferenz nicht theilzunehmen zu brauchen. Deutschland soll bekanntlich die Theilnahme von dem Verlauf der diplomatischen Verhandlungen über den Fall Wohlgenuth abhängig gemacht haben. Nun hat es in seiner ablehnenden Stellung gegen die Konferenz wenigstens einen Kameraden — das heilige Rusland.

Die schlemmenden Arbeiter und ein Organ der süddeutschen Volkspartei. Der demokratische „Münchener Anzeiger“ läßt sich angelegentlich aus München einen Artikel schreiben, welcher an Unverschämtheit höchstens von der berüchtigten „Rheinisch-Westfälischen Zeitung“ übertroffen wird. — Nachdem er über einen Vortrag des früheren Reichstagsabgeordneten Auer im Münchener Wahlverein kurz referirt hat, schreibt er folgendes: „Nur eines haben wir in dem Vortrag des Herrn Auer vermisst, was unbedingt zu dem Thema gehört hätte und von einem Arbeiterführer im guten Sinne des Wortes geradezu zu sagen eine Pflicht wäre. Wir meinen die jetzigen nicht mehr seltenen Ausschreitungen der Arbeiter bei Festen, Ausflügen, Vergnügungstouren, Bergtouren u. d. h. die hier (München) bei unseren Bauhandwerkern, Maurern, Saffnern fabelhafte Dimensionen annehmen, wie wir sie in der Vauschwimdelperiode der 70er und 80er Jahre auch nicht toller gesehen. Der Vorwurf, daß die Sozialdemokratie erzieherisch nichts zu leisten im Stande war bei unseren Arbeitern, kann ihr nicht erspart. Aber das hohe Roth der Wirtschaftspolitik à outrance vorreitet, sogar den Staat zu seinem Wirtschaftssystem befehlen will, darf als Einzelner nicht so miserabel wirtschaften, wie es theilweise die Herren Arbeiter — zu ihrem eigenen und alleinigen Schaden allerdings — thun. Uns ist ein Fall bekannt, in dem eine Gesellschaft hiesiger Maurer bei einer auf vier Tage berechneten Vergnügungstour in's Salzammergut sich sofort nach Ankunft in Salzburg zum Frühstück mit je 17 österreicherischen Vierteln Wein gütlich that und toll und doll besoffen — die Reisetassa der zehn Mann ward zum Frühstück um etwas über 100 M. erleichtert — erst am nächsten Morgen die „Vergnügungstour“ fortsetzen konnte. Hier hätten doch die Herren Arbeiterführer ihren Einfluß nach der Richtung geltend zu machen, um den Arbeiter widerstandsfähiger gegen die Schundlöhne zu machen, welche demselben im Winter geboten werden, und um die er eben arbeiten wird müssen, wenn der Hunger bereits wieder an die Thüre pocht, die Wasser-suppe kaum mehr zu beschaffen ist, welche längst wieder an Stelle der „Gansvierteln“ getreten. Die erste positive Leistung, welche wir von der Sozialdemokratie zu erwarten berechtigt sind, ist doch, daß sie die Massen wirtschaftlich erzieht und auch präventiv deren soziale Rothlage bekämpft. — Damit wollen wir nicht gesagt haben, daß wir den Arbeitern, zu denen auch wir uns rechnen, nicht ein vollkommenes Maß an Erholung und Vergnügungen gönnen.“ — Der „N. A.“ entblödet sich also nicht, die Märchen, welche nationalliberale Blätter über die „Böllerei“ der Arbeiter in den Gründerjahren verbreitet haben, zu wiederholen. Ja noch gemeiner als die nationalliberalen Reptilien, wärmt der volksparteiliche „Anzeiger“ den Kohl jetzt, d. h. zu einer Zeit auf, wo gerade Maurer und Töpfer in der ganzen Welt zur Verbesserung ihrer erbärmlichen Lebenshaltung das letzte Mittel ergreifen, die Arbeitseinstellung.

Eine Verlammlung von Bergarbeiter-Delegirten hat am letzten Sonntag wieder in der Tonhalle in Dortmund stattgefunden. Bergmann Schröder wies hierbei die Behauptung zurück, daß er seine Entlassung erhalten habe, weil er die Erklärung über die Petition der Dortmunder Handelskammer mit unterzeichnet habe. Einen Grund seine Entlassung wisse er nicht anzugeben. Auch in dieser Verlammlung wurden wieder eine Reihe von Beschwerden vorgebracht, wonach viele der alten Uebelstände nach wie vor noch fortbestehen und auf vielen Zechen weder die Bedingungen des Stener noch des Berliner Protokolls streng erfüllt sind. Der Stempel von der Zeche „Zollern“ berichtete über die ihm ertheilte Abfehr. Auch ihm sei ein Grund für dieselbe nicht angegeben. Auf der Zeche „Vothbringen“ soll sogar ein Bergmann nach einer Auseinandersetzung mit einem Steiger bei verschlossener Thür mit einem Gummi schlauch durchgeprügelt worden sein. Schröder sagte am Schlusse: In einer ersten Zeit muß man doppelt ruhig bleiben.

Gegen die Dortmunder Handelskammer erklärt sich die konservativen Anschauungen zuneigende „Schlef. Ztg.“ in einem längeren Artikel, der sehr viel treffende Bemerkungen enthält. Den Gedanken der Dortmunder Handelskammer faßt die „Schlef. Ztg.“ völlig richtig in folgende Worte zusammen: „Liefert uns die Arbeiter aus und schafft Gesetze, die sie uns gegenüber ohnmächtig machen!“ Und über das Verlangen nach Strafbestimmungen gegen den Kontraktbruch werden die folgenden Bemerkungen gemacht, die ebenfalls durchaus richtig sind: „Rein geschäftlich würde es den Grubenerverwaltungen gar

und niemand sichtbar wird, nähern sie sich ihm vorsichtig, werfen einen Blick hinein und fahren entsetzt zurück — der Salonwagen war menschenleer und war im Interesse des Dienstes nach Modena geschickt worden, wohin er gehörte oder wo er gebraucht wurde. Einen Trost haben die Donatorien von Modena in ihrem Leid, daß nämlich dasselbe Schauspiel, das sie dem Publikum in Modena gegeben hatten, vorher sich auch in Bologna, Pistoia und Florenz ereignet hatte und auch dort der Salonwagen mit allen Ehren empfangen worden war.

Die Höhe des Wasserstandes abhören, soll durch einen von Professor Dr. Seibt im preussischen geodätischen Institut erfundenen Apparat ermöglicht sein. Die Konstruktion ist, wie wir dem „Berl. Tagebl.“ entnehmen, folgende: Der direkt die Wasserhöhe angezeigende Theil des Instruments, ein sogenannter Schwimmer, ist durch eine Art gebogenen Hebel mit der Linie eines Pendels verbunden. Diese Linse ist auf der Pendelstange beweglich, so daß also die Bewegungen des Schwimmers auf die Linse übertragen werden. Dadurch wird also das Pendel, entsprechend dem jeweiligen Wasserstande, bald verkürzt, bald verlängert. Es wird also auch bald schneller, bald langsamer schwingen. Wird nun dieses Pendel in eine elektrische Leitung eingeschaltet, so können die einzelnen Schwingungen oder Schläge desselben auf beliebige Entfernung hörbar gemacht werden. Durch Vergleichung dieser Schläge mit denen einer am Zentralorte feststehenden Normaluhr können dann in der That aus der relativen Dauer jener Schläge die relativen Wasserstände abgehört werden. Das Prinzip dieses Apparates wird auch für die Beobachtung meteorologischer Elemente sich mit Vortheil verwenden lassen, wie denn derselbe der weitesten Anwendung fähig ist.

Ein sonderbares Gesuch gelangte dieser Tage an die königliche Kurie in Vudapest. Der ehemalige Finanzwachhaufer Alexius Venter, der vom M. Szigeter Gerichtshof zu einer dreimonatlichen Gefängnißstrafe verurtheilt wurde, bat den Obersten Gerichtshof, es möge ihm mit Rücksicht auf seinen leichten Zustand gestattet werden, daß statt seiner seine Ehegattin, die sich der besten Gesundheit von der Welt erfreue, die Gefängnißstrafe abführe. Diesem Gesuch war auch eine Erklärung der Frau Venter beigefügt, wonach sie bereit ist, freiwillig die Strafe für ihren Gatten abzuhängen. In seinem Bedauern konnte jedoch der Gerichtshof das Opfer der heldenmüthigen Frau nicht annehmen.

nichts genügt haben, wenn die Bergleute 14 Tage vor Einstellung der Arbeit die vom Gesetz vorgeschriebene Kündigung hätten erfolgen lassen und die Dinge dann ihren normalen Gang genommen hätten. Denn es war absolut unmöglich, im Laufe von 14 Tagen für 110000 technisch geprüfte Arbeiter Ersatz zu schaffen. Wenn aber die gesetzliche Bestrafung des Kontraktbruches der Arbeiter veranlaßt hätte, wirklich zu kündigen, so würden die Grubenerverwaltungen zunächst in der Lage gewesen sein, alle diejenigen sofort zu entlassen, in denen sie die Leiter der Bewegung zu erkennen glaubten, namentlich diejenigen, welche namens ihrer Genossen die Kündigung überbracht und die Niederlegung der Arbeit angebroht hätten. Das aber würde sich vielleicht, ähnlich wie bei der hiesigen Straßenbahn, als ein wirksames Mittel erwiesen haben, die übrigen Arbeiter einzuschüchtern und der Arbeitseinstellung zuvorzukommen. Würde der Bruch des Arbeitsvertrages gesetzlich unter Strafe gestellt, so würde also die Macht des unpersonlichen Kapitals gegenüber den besiegten Arbeitermassen noch verstärkt werden. Das aber erschiene doch bedenklich.“

Auch Herr Boffe, der Direktor des Reichsamt des Innern, ist von der juristischen Fakultät in Marburg zum Ehren doktor promovirt worden, wahrscheinlich ebenfalls wegen seiner Verdienste um das Zustandekommen des Invaliditätsversicherungsgesetzes.

In Stuttgart fanden letzte Woche mehrere Hausdurchsuchungen bei Sozialisten und damit verbunden zwei Verhaftungen statt: Ursache unbekannt, doch vermuthet man die Thätigkeit eines anarchischen Lockspieles. Die Verhafteten wurden nach 14 Tage wieder in Freiheit gesetzt.

Druckfehler - Berichtigung. In unserer gestrigen Nummer befinden sich in der „Politischen Uebersicht“ einige Druckfehler. In dem zweiten Stück: „Zu den Notizen des Reichskanzlers“ muß es auf Zeile 4 statt: „beobachtet“ betrachtet; auf Zeile 25 statt: „Niederwaldendental“ Niederwaldattental; auf Zeile 30 statt: „John“ Jahn; auf Zeile 38 statt: „Julianus“ Intimus heißen. Außerdem ist im vierten Stück derselben Rubrik: „Aus Dresden“ auf Zeile 25, 26 nicht „ereignete sich“ sondern wogierete sich zu lesen.

Großbritannien.

Der Aufruhr anlässlich der Verhaftung des Nationalisten W. O. O'Brien auf dem Bahnhof Cork hat eine weit größere Bedeutung als anfänglich gemeldet wurde. Es scheint, daß von der Polizei etliche dreißig Leute, worunter Frauen und Kinder, verwundet worden sind. Der Nationalist Patrick O'Brien liegt zur Zeit gefährlich verwundet darnieder. Die Leute wollten dem gefeierten Patrioten Lebewohl sagen; die Polizei gerieth in Alarm, glaubte, man wolle seine Befreiung versuchen, und schlug mit Kolben und Knütteln darauf los. Bei der nächsten Station, Charleston, wo die Billets besichtigt wurden, waren ebenfalls Leute auf der Plattform, welche von O'Brien's Verhaftung nichts wußten. Auch sie wollten ihn begrüßen, aber die Polizei machte von ihren Revolvern Gebrauch und ein Schaffner wurde im Gesicht, ein Knabe am Bein verwundet. Diese Ausschreitungen kommen der Regierung sehr unangelegen, weil die irischen Boten noch ausstehen und die irischen Abgeordneten sich durchaus nicht das Recht wollen nehmen lassen, bei diesem Anlaß ihre Schwärden zur Sprache zu bringen.

Die hundertste Sitzung der Parnell-Kommission hat stattgefunden. Während der Dauer dieser Untersuchungen sind im Kreuzverhör über 90000 Fragen gestellt und beantwortet worden, und das Ende ist noch immer fern. Kürzlich wurde Michael Davitt vernommen. Seine frühesten Erinnerungen reichen zurück in die Zeit, als die elende Hütte seines Vaters über seinem Kopf angezündet, und er mit seiner Mutter in die Welt hinausgetrieben wurde; selbst das staatliche Armenhaus verweigerte ihm die Aufnahme, weil die Mutter sich von dem Knäblein nicht trennen wollte. In Lancashire verlor er als neunjähriger Knabe seinen rechten Arm in einer Fabrik. Als er 20 Jahr alt war, wurde er als Fenier zu 20 Jahren Zuchthaus verurtheilt, weil er einen Brief geschrieben hatte, der scheinbar zur Ermordung eines Verächters aufforderte, thatsächlich aber diese verhinderte. Er hätte damals seine Verurtheilung verhindern können, aber er wollte die Männer, an die er seinen Brief adressirte, nicht verrathen, und weigert sich auch jetzt, die Namen zu nennen, weil er ihnen vor Jahren Stillschweigen geschworen. Unter der großen Zahl irischer Patrioten giebt es keine edlere Gestalt als diesen einarmigen Michael Davitt, dessen Selbstlosigkeit, Umgebung und Geradheit von Keinem übertroffen wird.

Italien.

Rom. Deputirtenkammer. In Beantwortung der von Cavallotti am 4. d. M. eingebrachten Interpellation führte Ministerpräsident Crispi aus, er habe infolge der Meinungsverschiedenheiten in der Affaire von Gabes (Tunis) eine Untersuchung angeordnet, welche jedoch ebensovien, wie die von dem französischen Vertreter angeordnete bis jetzt beendet sei. In Betreff des in den istrischen Gewässern vorgekommenen Zwischenfalls erklärte Crispi, der österreichische

und niemand sichtbar wird, nähern sie sich ihm vorsichtig, werfen einen Blick hinein und fahren entsetzt zurück — der Salonwagen war menschenleer und war im Interesse des Dienstes nach Modena geschickt worden, wohin er gehörte oder wo er gebraucht wurde. Einen Trost haben die Donatorien von Modena in ihrem Leid, daß nämlich dasselbe Schauspiel, das sie dem Publikum in Modena gegeben hatten, vorher sich auch in Bologna, Pistoia und Florenz ereignet hatte und auch dort der Salonwagen mit allen Ehren empfangen worden war.

Die Höhe des Wasserstandes abhören, soll durch einen von Professor Dr. Seibt im preussischen geodätischen Institut erfundenen Apparat ermöglicht sein. Die Konstruktion ist, wie wir dem „Berl. Tagebl.“ entnehmen, folgende: Der direkt die Wasserhöhe angezeigende Theil des Instruments, ein sogenannter Schwimmer, ist durch eine Art gebogenen Hebel mit der Linie eines Pendels verbunden. Diese Linse ist auf der Pendelstange beweglich, so daß also die Bewegungen des Schwimmers auf die Linse übertragen werden. Dadurch wird also das Pendel, entsprechend dem jeweiligen Wasserstande, bald verkürzt, bald verlängert. Es wird also auch bald schneller, bald langsamer schwingen. Wird nun dieses Pendel in eine elektrische Leitung eingeschaltet, so können die einzelnen Schwingungen oder Schläge desselben auf beliebige Entfernung hörbar gemacht werden. Durch Vergleichung dieser Schläge mit denen einer am Zentralorte feststehenden Normaluhr können dann in der That aus der relativen Dauer jener Schläge die relativen Wasserstände abgehört werden. Das Prinzip dieses Apparates wird auch für die Beobachtung meteorologischer Elemente sich mit Vortheil verwenden lassen, wie denn derselbe der weitesten Anwendung fähig ist.

Ein sonderbares Gesuch gelangte dieser Tage an die königliche Kurie in Vudapest. Der ehemalige Finanzwachhaufer Alexius Venter, der vom M. Szigeter Gerichtshof zu einer dreimonatlichen Gefängnißstrafe verurtheilt wurde, bat den Obersten Gerichtshof, es möge ihm mit Rücksicht auf seinen leichten Zustand gestattet werden, daß statt seiner seine Ehegattin, die sich der besten Gesundheit von der Welt erfreue, die Gefängnißstrafe abführe. Diesem Gesuch war auch eine Erklärung der Frau Venter beigefügt, wonach sie bereit ist, freiwillig die Strafe für ihren Gatten abzuhängen. In seinem Bedauern konnte jedoch der Gerichtshof das Opfer der heldenmüthigen Frau nicht annehmen.

Schiffskommandant, welcher übrigens in die Luft und nicht auf das italienische Schiff „Ida“ geschossen habe, sei seines Postens enthoben worden. Die Verhaftung der beiden Bürger, von denen der eine nicht italienischer Nationalität, der andere ein Deserteur, sei vollkommen gesetzlich, ebenso seien auch die gegen Ausflügler in Triest und in Piva und Trento ergriffenen Maßregeln gerechtfertigt, indem gelegentlich des Ausfluges irredentistische Kundgebungen vorgekommen wären. Die Erklärungen des österreichischen Ministers des Äußeren Grafen Kalnoky in den Delegationen seien würdig, klar und weise; Cavalotti selbst hätte in der Stellung Kalnoky's nicht anders sprechen können, denn Würde und Klugheit erheischen die Aufrechterhaltung der Bündnisse. Crispien erklärte sodann noch hinsichtlich des Katholikentages, derselbe habe ohne Beteiligung der österreichischen Regierung stattgefunden, und verwies in dieser Beziehung auf die Erklärungen des Grafen Taaffe gelegentlich der Beantwortung einer Interpellation, worin derselbe die Aufrechterhaltung der Freundschaft mit Italien als Hauptzweck bezeichnete. Cavalotti erklärte, von der Antwort des Ministers nicht befriedigt zu sein, stellte jedoch keinen Antrag. Hierauf beschloß die Kammer die Vertagung bis zum Herbst.

Versammlungen.

Eine öffentliche Müllerergesellen-Versammlung fand am Donnerstag Abend 8 Uhr im Saale des Herrn Gerlach, Stromstr. 28, statt. Der Vorsitzende Herr G. Wille eröffnete die sehr mächtig besuchte Versammlung mit der Begrüßung im Namen des Verbandes um 9 1/2 Uhr. Auf der Tagesordnung stand: Berichterstattung des Delegierten über den in Eisenach abgehaltenen Müllerkongress. Der Delegierte las die Einleitung, sowie den gefassten Beschluß über die im Kongress angeordnete Tagesordnung vor. Der Beschluß lautete wie folgt: Am 9. und 10. Juni tagte in Eisenach ein von 17 Delegierten besuchter Kongress der Müllerergesellen, zu welchen folgende Orte

Delegierte entsendet hatten: Nürnberg-Fürth, Berlin, Regal bei Berlin, Halle a. S., Altona, Hamburg, Erfurt, Merseburg, Frankfurt a. M., Mainz, Hildesheim und Leipzig. Die Städte Reife a. N., Flensburg und Barmen ließen sich durch Eisenacher Kollegen vertreten. Auf der Tagesordnung stand: 1. Die Nothwendigkeit der Organisation; 2) Gründung eines deutschen Müllerergesellen-Verbandes; 3) Organfrage; 4) die wirtschaftliche Lage der Müllerergesellen; 5) Statutenberatung; 6) Sitz des Verbandes; 7) Wahl des Vorstandes. Zum ersten Punkt der Tagesordnung sprachen die Vertreter Halle, Berlin und Nürnberg-Fürth. Die Ausführungen sämtlicher Redner gipfelten darin, daß die traurige Lage der Müllerergesellen nur durch Organisation der betreffenden Arbeiter verbessert werden könne. Unter Hinweis darauf, daß nahezu alle deutschen Arbeiter ihre Vereinigung haben, oder damit beschäftigt sind, solche ins Leben zu rufen, beantragten die Referenten, eine Zentralorganisation für die deutschen Müllerergesellen ins Leben zu rufen. In diesem Sinne wurde dann auch einstimmig Beschluß gefaßt und unter dem Namen „Deutscher Müllerergesellenverband“ eine Vereinigung begründet. Der Antrag, unter dem Namen „Deutsche Müllerergesellen-Zeitung“ ein Verbandsorgan zu errichten und dasselbe obligatorisch einzuführen, fand ebenfalls einstimmige Annahme. — Ueber die wirtschaftliche Lage der Müllerergesellen referierte der Vertreter von Nürnberg-Fürth, aus dessen Ausführungen hervorzuhelien ist, daß nirgends solche Mißstände wie im Müllergewerbe existieren, wo man das vielgerühmte patriarchalische Verhältnis noch mit all' seinen Nachtheilen für die Arbeiter findet. In keinem Lande Deutschlands steht die Bezahlung und Verpflegung der Müllerergesellen in einem nur annähernd richtigen Verhältnis zu diesem gesundheitschädlichen, gefährlichen Beruf. Am schlimmsten liegen die Verhältnisse in Schlesien, wo das Junstwezen noch in voller Blüthe steht. Die Arbeitszeit beträgt daselbst meistens 18 Stunden pro Tag und nur alle 14 Tage einen freien Tag. Bei dieser Arbeitszeit beträgt der Wochenlohn 3-5 M. nebst freier Verpflegung. Wer 5 M. erzielt, muß schon ein tüchtiger Geselle sein. Die Kost ist spottbillig. Das Nachtlager des Müllers besteht in dieser Gegend aus einem mit Kleie gefüllten Sack und einem Pelz als Zudecke.

Den Pelz muß sich der Geselle selber stellen. Ein bestimmtes Schlagemach giebt es nicht: der Spreusack wird in einem Winkel geworfen, wo gerade Platz ist, und darauf streckt der Arbeiter nach 18stündiger Arbeitszeit seine müden Glieder aus. In Baden ist es Gebrauch, daß der Arbeiter 36 Stunden ohne Unterbrechung arbeitet, wonach er dann 12 Stunden frei hat. Mehrlich liegen die Verhältnisse in Bayern, Württemberg und anderen Staaten Deutschlands. Wandel konnte nur durch eine stramme Organisation, welche sich die Aufklärung der Kollegen als Hauptaufgabe stellt, geschaffen werden. Der Verband muß sich auf 152 der Gewerbeordnung, gewährt Reiseunterstützung wie Rechtschutz und stellt sich als Hauptaufgabe die geistige und materielle Hebung seiner Mitglieder. Der Sitz des Verbandes befindet sich in Eisenach. Zur Diskussion erhielt zuerst das Wort der Müller Herr Senkbeil; er bemängelt, daß dem Verbandsvorsitzenden, der auch zu gleicher Zeit Hauptkassierer ist, ein zu großes Gehalt bewilligt wäre. Der Delegierte meinte hierauf, daß die Berliner Müller garnicht hier ein Gehalt festsetzen könnten, da sie nicht wüßten, wie viel Stimmen dort vertreten sein würden. Es waren nur 500 Stimmen anwesend und würde das wohl nicht ein zu großes Einkommen sein, 5 pCt. der Gesamteinnahme, denn jede Arbeit sei ihres Lohnes werth. Die Vorstandswahl ist nur auf ein Jahr festgesetzt, und sind wir dann immer noch im Stande, bei vermehrter Mitgliederzahl das Gehalt zu reduzieren, so gut wie uns die Herren Arbeitgeber die Löhne reduzieren. Wer seine Arbeit nicht bezahlt erhält, hat auch keine Lust zu arbeiten. In diesem Sinne sprach sich auch der Kollege Kade aus. Die Versammlung ist in seinem Resultat gekommen, und mußte der Vorsitzende wegen Uneinigkeiten die Versammlung um 11 Uhr schließen.

Zentral-Kranken- und Sterbekasse der Eisener etc. (Vertheilung Verwaltungsstelle Berlin N. Den Mitgliedern zur Nachricht, daß folgende Stellen besetzt sind: 1. Von der Albinstr. 129 nach der Albinstr. 129 bei Müller. 2. Von der Dronstr. 89 nach der Alten Jakobstr. 48 bei Jahn. 3. Die Zahlstelle in der Albinstr. 2 ist aufgehoben. Antragsmeldungen vom 7. Juli ab bei H. Große-Kreuz, Reichensbergerstr. 182, Hof links 4 Dr. Die Ortsverwaltung.

Theater.

Mittwoch, den 10. Juli.

Froll's Theater. Margarethe.

Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater. Der Bettelstudent.

Viktoria-Theater. Die Kinder des Kapitäns Grant.

Sellealliance-Theater. Agripp. Paris.

Spand-Theater. Spezialitäten-Vorstellung.

Passage 1 Er. 9 M. — 10 M.

Kaiser-Panorama.

Diese Woche:

Eine höchstinteressante Reise durch Norwegen.

Scepartien; preisgekrönte astronom. Aufnahmen.

Uen! Pariser Weltausstellung 1889.

Reise Sr. Maj. Schiff Gertha.

Eine Reise 20 Pf., Kind nur 10 Pf. Abonn.

Hiermit den Mitgliedern des 672
Allgemeinen Metall-Arbeiter-Vereins
für Berlin und Umgegend
zur Nachricht, daß am Donnerstag, den 11. Juli,
die **Bibliothek**

eröffnet wird, und von da ab jeden Montag und
Donnerstag von 8-9, Uhr die Bücher ausge-
geben werden.

Um recht rege Beteiligung ersucht
Die Bibliothekskommission.
J. A.: Paul Wünschmann.

Nur 1 Mark.

Plagen, Eingaben, Briefe, Sittgesuche,
Jurist. Rath in allen Prozesssachen. 627
Pottak, Alexanderstr. 39, II.

Schweizer-Garten
Am Königsthor.
Täglich: Theater und
Specialitäten-Vorstellung.
Mr. Seretti, Miß Anita und Miß Niola,
Miß Blanche, Speci, Familie Andersen,
Geschw. Mohrmann, Geschw. Racon u.
Heute, Mittwoch: Kinderferienfest.
Volks- und Kinderbelustigung aller Art.
Im Saale Ball.
Entrée 30 Pf.
Monatskarten, à 1 Mark,
Sonmerkarten, à 3 Mark,
Sommerferien giltig.

Alles Nähere
die Anschlagstulen.

Heute,
Sonntag: **Neue Welt.** Bergschloßbrauerei
Hasenhaide.

Puppentheater, Komiker-Vorstellung, Souveniren, Wettlaufen, Stangenklettern etc.
Gratis-Verloosung 1 Haupt-
gewinn: **Ziegenbockgespann.**

Von 4 Uhr Nachmittags ab: **Militär-Concert.** — Kaffeecke geöffnet.
Entrée für Erwachsene 15 Pf. — Kinder 10 Pf.

Vorläufige Anzeige! Morgen Donnerstag:
Massen- und Kunst-Feuerwerk.

Große öffentliche Steinmetz-Versammlung

am Mittwoch, den 10. Juli, Abends 8 Uhr,
in Ahlgrimm's Salon, Sophienstr. 34.

Tagesordnung:
1. Bericht der Kontrollkommission über Streitabrechnung. 2. Verschiedenes.
Pflicht eines jeden Steinmetzen ist es, dieser Versammlung mit beizuwohnen. Gäste sind
willkommen.
Der Einberufer. Heinrich Elschig.

Durch die Expedition, Zimmerstraße 44, zu beziehen:

- Die Darwin'sche Theorie.** Von Dr. Eduard Aveling. Broschirt M. 1.50. Geb. M. 2.—
- Karl Marx' Oekonomische Lehren.** Gemeinverständlich dargestellt u. erläutert von Karl Kautsky. Brosch. M. 1.50. Geb. M. 2.—
- Weltschöpfung und Weltuntergang.** Die Entwicklung von Himmel und Erde vom Standpunkt der Naturwissenschaften dargestellt von Oswald Böhler. Brosch. M. 2.— Geb. M. 1.50.
- Die ländliche Arbeiterfrage.** Nach dem Russischen des Sabinkow. Brosch. M. 1.— Geb. M. 1.50.
- Thomas More und seine Utopie.** Mit einer historischen Einleitung von Karl Kautsky. Brosch. M. 2.— Geb. 2.50.
- Charles Fourier, sein Leben und seine Theorien.** Von August Bebel. Brosch. M. 2.— Geb. M. 2.50.
- Das moderne Elend und die moderne Uebervölkerung.** Zur Erkenntnis unserer sozialen Entwicklung. Von Max Schippel. Broschirt M. 1.50. Geb. M. 2.—
- Volksbibliothek des gesammten menschlichen Wissens.** Von W. Liebknecht. a Heft 10 Pf. Heft 1-81 bereits erschienen. Von Heft 73 ab „Die französische Revolution“ von W. Liebknecht.
- Berliner Arbeiter-Bibliothek.** Von Max Schippel. Erschienen Heft 1 bis 4. Heft 1: Ein sozialistischer Roman. Heft 2: Der Nutzen der Gewerkschaften. Heft 3: Die Arbeiterinnen- und Frauenfrage der Gegenwart. Heft 4: Der Sozialismus in Frankreich seit der Pariser Kommune. a Heft 15 und 20 Pf.
- Die Arbeiterinnen-Bewegung Berlins.** Von A. Berger. a Heft 30 Pf.
- Ferdinand Lassalle.** eine Gedenkschrift zu seinem 25 jährigen Todestag. Von Max Hegel. a 50 Pf.
- Arbeiter-Notizkalender.** Kleine Ausgabe a Exemplar 50 Pf.
- Die Klassengegensätze von 1789.** Von Karl Kautsky. a Exemplar 50 Pf.
- Die Sonntags-Arbeit.** Von August Bebel. Brosch. M. 1.—
- Sybil.** Roman von Disraeli, übersetzt von Natalie Liebknecht.
- Die Bitter der Arbeit.** Nach dem Amerikanischen des Zor von Natalie Liebknecht.
- Die französische Revolution.** Von Wilhelm Plos. Gebunden in Prachtband. a Exemplar M. 5.50.

Einbanddecken zu Robert Blum a Exemplar 35 Pf.

Versammlung

d. fr. Vereinigung der Lohgerber
und Lederzurichter Berlins

am Sonnabend, den 13. Juli cr., Abends 8 Uhr,
Weinstraße Nr. 11 bei Robert.

Tagesordnung:
1. Abrechnung vom 2. Quartal 1889.
1. Erledigung mehrerer Vereins-Angelegenheiten.

664 Der Vorstand.

Vereins-Regelung d. gewerblichen Verhältn. ss d. Töpfer Berlins.

Das
Arbeitsnachweisbureau

befindet sich **Dresdener-Strasse 116,** in
Wendt's Restaurant

(Inh.: W. Gröndel.)
Wochentags von 7-9 Uhr Abends, Sonn- und
Feiertage von 10-12 Uhr Vormittags.

Sattler!!!

Der unentgeltliche **Arbeitsnachweis** des
Vereins der Sattler und Fadengenossen befindet
sich Dresdenerstr. 116, **Wend's Restaurant.**

Der Arbeitsnachweis der Klavierarbeiter

befindet sich nach wie vor Waldemarstr. 61 im
Restaurant **Zilm** (vorm. Pfister). Die Adressen-
ausgabe findet jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr und
Sonntags Vormittags von 10-14 Uhr, sowohl
an Mitglieder wie an Nichtmitglieder unent-
geltlich statt. 201

Die Arbeitsvermittlungs-Kommission.

Guten Nordhäuser,

liter 80 Pf., im Restaurant von 11429
Emil Böhl, Frankfurter Allee 74.

Die Beleidigung gegen den Maurer Spreng-
wiz nehme ich hiermit zurück. E. Fürsch.

Möbel, Spiegel u. Polsterwaaren.

Gr. Lager, bill. Preise!
Emil Heyn,

eigen. Fabrik. Brunnenstr. 28, Hof part.
Theilz. nach Uebereinkunft.

Preussische Lotterie-Loose

offer. 1. Hauptziehung 4. Klasse 180. Gott-
v. 23. Juli bis 10. August. Hauptgewinn:
600 000 M. 2x300 000 M. u. 1579

Authentische
1/2 24 M., 1/4 12 M., 1/8 6 M., 1/16 3 M.
S. Labandter, ältestes Lotterie-Geschäft,
gegründet 1800. — Berlin, Johannisstr. 5, part

Bestenhandlung empfiehlt Karle, Bauhütten- plaz, Ecke Waldemarstrasse.

Restaurant H. Stramm,

123 Ritterstrasse 123,
verbunden mit Fremdenlogis. Empfehle meinen
allbekanntesten vorzüglichen **Frühstück-, Mittag-
und Abendtisch.** Sonstige Speisen und Ge-
tränke in bekannter Güte. Zwei Zimmer, passend
zu Zahlstellen und Arbeitsnachweis, stehen zur
Verfügung. 11449

Arbeitsmarkt.

Arbeiterinnen auf Rad-Mäntel, auch Mädchen,
die das Mäntelnähen erlernen wollen. 667
Emil Philipp, Görlischerstr. 70, v. 2 Tr. u.

Directrice für Schürzenfabrik

bei hohem Gehalt gesucht. 665
Oscar Grieger, Neue Königstr. 78, 2. Etage-

Tüchtige Schraubendreher für kleine u. Mittel-
bänke verlangt Brandenburgstr. 80. 668

Tischler auf gekröpfte Rahmen verlangt
Rosenow, Schmidtstr. 6. 670

Beilage zum Berliner Volksblatt.

Nr. 158.

Mittwoch, den 10. Juli 1889.

6. Jahrg.

Verkürzung der Arbeitszeit.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen der diesjährigen Lohnbewegung darf es wohl gerechnet werden, daß in der Arbeiterschaft über das, was sie in erster Linie und vor allem zu fordern hat, eine — man möchte fast sagen — wunderbare Uebereinstimmung herrscht.

Die Arbeiter in den großen Zentralplätzen des Reiches, die Bergarbeiter in Rheinland-Westfalen, sowie die hien in an der polnisch-russischen Grenze im Norden wie im Süden, überall, wo sie sich zusammen thäten, um Forderungen für die Verbesserung ihrer Lage aufzustellen, überall stellten sie sie an die erste Stelle ihrer Forderungen: Das Verlangen auf Verkürzung der Arbeitszeit. Die Erkenntnis also, daß die Einschränkung der Arbeitszeit eine der wesentlichsten, ja die Hauptforderung ist, welche der Arbeiter behufs Hebung seiner Lebenshaltung zu erheben hat, sie ist Gemeingut der deutschen Arbeiterschaft geworden. Daß dies aber der Fall ist, das ist ein großartiger Erfolg, der für manches schwere Opfer, das im Laufe der Jahre in der Arbeiterbewegung gebracht hat werden müssen, wohl zu entschädigen geeignet ist.

Besonders möchten wir auf diesen Erfolg jene Kleinmüthigen hinweisen, die ihr Erlahmen im Streben nach der Emanzipation des arbeitenden Volkes so gerne mit dem Einwurfe zu bemänteln und entschuldigen versuchen: „Es hilft ja doch nichts, was wird bei allen Kämpfen und Opfern denn erreicht?“

Die, welche so reden, mögen bei den Veteranen der Gewerkschaftsbewegung sich erkundigen, wie vor 20—25 Jahren selbst bei politisch fortgeschrittenen Arbeitern häufig noch das Verlangen nach Verkürzung der Arbeitszeit und, damals als unbedingt notwendig verknüpft, der Erhöhung der Löhne, aufgenommen wurde!

Nur kleine Arbeiterkreise waren es damals, welche diesen Forderungen volles Verständnis entgegen brachten, unter der Masse aber war der Glaube noch allgemein verbreitet, daß eine Verkürzung der Arbeitszeit notwendig eine Lohnreduzierung im Gefolge haben müsse. Vor uns liegt eine seinerzeit im Druck erschienene Rede Theodor Yorks über den Normalarbeitstag, welche dieser leider allzu früh verstorbenen unermüdeten Förderer der Gewerkschaften — wie überhaupt der Arbeiterbewegung im Jahre 1871 gehalten hat. Wir wollen aus derselben ein paar Stellen zum Abdruck bringen, aus denen die Zweifler sehen mögen, wie vor achtzehn Jahren noch unter deutschen Arbeitern — und zwar sogar solchen, welche sich zur sozialdemokratischen Partei zählten — über die Forderung des Normalarbeitstages sowie der Verkürzung der Arbeitszeit überhaupt gedacht wurde.

Nachdem York in seiner prägnanten und passenden Weise die Einwurfe der kapitalistischen Gegner gegen den Normalarbeitstag zurückgewiesen, fährt er fort:

„Ich habe bisher den gewichtigsten uns aus Arbeiterkreisen selbst gemachten Einwand gegen die Verkürzung der Arbeitszeit, gegen Einführung eines zehnstündigen Normalarbeitstages zurückgehalten, um diesen Einwand desto eingehender und ausführlicher widerlegen zu können.

„Ich sage, daß auch Arbeiter, selbst unserer Richtung angehörende Arbeiter, gegen die Einführung eines zehnstündigen Normalarbeitstages sind, und dagegen geltend machen, daß die Einführung einer kürzeren Arbeitszeit auch im Interesse der Unternehmer selbst läge, was dadurch bewiesen wäre, daß viele Fabrikanten schon die Initiative in dieser Richtung ergriffen hätten, mithin also von uns schließlich weniger das Interesse der Arbeiter, als das der Fabrikanten gefördert würde. Aber nicht gegen diesen Einwand, der nur in der Theorie, und auch nur scheinbar begründet ist, will ich mich wenden, sondern gegen die Zweifel unter den Arbeitern, gegen die Schwächen an Erkenntnis, die da geltend machen, daß ja jetzt schon bei längerer Arbeitszeit die Arbeiter kaum im Stande sind, sich und ihre Familie zu ernähren, dazu also noch viel weniger bei kürzerer Arbeitszeit im Stande sein würden, und besonders die Afford- und Stückerbeiter begegnen uns so häufig mit diesem Einwand, und für diese hat derselbe ja auch eine scheinbare Berechtigung.“

York geht nun daran, in glänzender Weise diese Einwände zu widerlegen und den Arbeitern zu zeigen, daß unter der Herrschaft des ehernen ökonomischen Lohngesetzes und innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise, wo die menschliche Arbeitskraft vom Unternehmer gekauft wird, nach dem Gesetze von Angebot und Nachfrage, wie jede andere Waare auch, nur das die Menschenwaare Arbeitskraft insofern schlimmer daran ist als Wolle, Leder, Eisen und ähnliche Halbfabrikate oder Rohstoffe, weil die erstere nicht aufgespeichert werden kann und dem Besitzer, d. h. dem Arbeiter, täglich den Unterhalt (die Ernährung) kostet, kurze Arbeitszeit und höherer Lohn unbedingt und mit einer gewissen Naturnothwendigkeit, mit der Nothwendigkeit von Ursache und Wirkung, auseinander hervorgehen, sich gegenseitig bedingen.“

Es würde zu weit führen und den Raum des Blattes zu sehr in Anspruch nehmen, den Ausführungen Yorks auch weiter zu folgen. Für unseren heutigen Zweck wäre es aber auch überflüssig. Dieser ist nur, einmal die Thatsache zu konstatieren, wie heute über den wichtigsten und entscheidendsten Punkt in der Lohn- und Arbeiterfrage in der Frage nach Verkürzung der Arbeitszeit, vollkommene Einigkeit unter der gesammten deutschen Arbeiterschaft — ohne Rücksicht auf ihre politische oder religiöse Stellung — herrscht und weiter an einem klassischen Beispiele zu zeigen, welche gewaltigen Fortschritt in der sozialpolitischen Erkenntnis dessen, was Noth ist, der deutsche Arbeiterstand in den letzten 20—25 Jahren, d. h. in dem Zeitraume, während dessen die viel angefeindete, verfolgte und geschmähte Sozialdemokratie auf unsere Arbeiterschaft einwirkte, gemacht hat.

Vor 17 Jahren mußte ein Theodor York noch bei einem Theil seiner eigenen Parteigenossen für die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Verkürzung der Arbeitszeit und der Einführung eines gesetzlich beschränkten Arbeitstages plaidiren. Heute wird diese Forderung bereits von den schlechtesten Bergarbeitern an der russisch-polnischen Grenze gestellt, und sie hallt wider, gleichgiltig, wo deutsche Arbeiter ihre Lohn- und Arbeitsbedingungen formulieren.

Ist das ein Fortschritt ihr Eingläubigen, oder ist es Keiner?

drucker Werner und Tischler Glöck am Sonntag und des Maurers Herrn Wernau am Dienstag der Besitzer, nachdem ihm seitens des Herrn Wernau bezüglich seines Auftretens gegenüber einigen Herren von der Kommission der Maurer Vorhaltungen gemacht wurden, erklärte, er gebe sein Lokal zu allen Versammlungen. Es wird am Freitag eine Maurerverammlung und Donnerstag, den 18. Juli, eine Volksversammlung im Elysium stattfinden. Montag, den 15. Juli, findet dalebst ein von dem Fachverein der Tischler arrangirtes Sommerfest statt.

Ueber die theilweise Mondfinsterniß am Abend des 12. Juli schreibt die „N. Z.“: Am künftigen Freitag, den 12. Juli, ereignet sich eine theilweise Verfinsterniß des Mondes, welche in Europa (ausgeschlossen des hohen Nordens), in der südlichen Hälfte Asiens, sowie in Afrika und Australien sichtbar sein wird. Die Finsterniß beginnt Abends 8 Uhr 11 Minuten, die größte Verfinsterniß, von etwas weniger als der halben Mondscheibe, tritt ein 9 Uhr 21 1/2 Minuten, das Ende findet statt 10 Uhr 32 1/2 Minuten nach mittlerer Kölner Zeit. Bei uns ist die Sonne einige Minuten untergegangen, wenn die Finsterniß beginnt; an südlicher gelegenen Punkten wird sich dagegen das seltene Schauspiel darbieten, daß der Schatten der Erde auf der Mondscheibe erscheint, während die Sonne noch über dem Horizont ist. Für Paris z. B. beginnt die Finsterniß 7 Minuten vor Sonnenuntergang. Der Schatten tritt in die Mondscheibe ein 39° östlich vom nördlichen Punkte derselben. Die in Rede stehende Finsterniß wird von den Astronomen mit besonderem Interesse erwartet, weil die Beobachtungen möglicherweise zu interessanten Aufschlüssen über die Beschaffenheit der höchsten Luftschichten unserer Erde, oder über das Vorhandensein einer äußerst fein vertheilten Materie im Weltraum in der Nähe der Mondbahn führen können. Die Frage, um welche es sich hierbei handelt, ist folgende: Bei Gelegenheit der Mondfinsterniß vom 3. August 1887 wurde auf dem Observatorium der „Kölnischen Zeitung“ die seltene Wahrnehmung gemacht, daß der Erdschatten nicht nur auf der Mondscheibe, sondern auch außerhalb derselben zu sehen war, wo die Schattengrenze als bleigraue Wand, wie eine Wolke mit ganz scharfen, etwas welligen Umrissen erschien. Etwas Aehnliches hatte sich bis dahin niemals ereignet. Eine Bestätigung der hiesigen Beobachtungen erfolgte bald nachher von anderer Seite, indem die Erscheinung auch auf der Sternwarte zu O-Syala in Ungarn gesehen worden war. Die theilweise Mondfinsterniß am 17. Januar des gegenwärtigen Jahres war infolge schlechten Wetters hier nicht zu sehen, dagegen konnte sie in Brüssel gut beobachtet werden. Zur Verwunderung der Astronomen des dortigen Observatoriums sah man die früher in Köln wahrgenommene Erscheinung jetzt auch dort. „Der Schatten der Erde war sichtbar außerhalb der Mondscheibe“, so berichtet Herr Stupaert, das war der Eindruck, den diese befremdliche Erscheinung auf mich machte!“ Die Beobachter in Köln glaubten, daß das sichtbar gewordene Segment des Erdschattens in den höchsten Theilen unserer Atmosphäre gelegen habe, der Astronom in Brüssel ist dagegen der Ansicht, daß damals der Erdschatten auf irgend etwas Körperliches im Raume sehr nahe beim Monde gefallen und dadurch sichtbar geworden sei. Eine Entscheidung zwischen diesen beiden Erklärungsversuchen ist nicht leicht. Jedenfalls bleibt es merkwürdig, daß bis zum 3. August 1887 niemals irgend jemand die Erscheinung wahrgenommen hat. Augenblicklich ist es völlig unnütz, das Für und Wider der gegebenen Deutungen zu erörtern, indem nur neue Beobachtungen einen Beitrag zur Entscheidung liefern können. Die Mondfinsterniß am Abend des 12. Juli aber findet nahe unter den gleichen Verhältnissen statt wie diejenige vom 3. August 1887, und es wird sich nun zeigen, ob auch dieses Mal der Erdschatten außerhalb der Mondscheibe im Himmelsraume sichtbar wird. Die Beobachtung geschieht am besten mit Hilfe eines lichtstarken Fernrohrs von schwacher Vergrößerung; möglicherweise ist auch ein gutes Opernglas hinreichend, den Erdschatten außerhalb der Mondscheibe zu zeigen, falls er dieses Mal überhaupt dort sichtbar wird.

Auf die Beschwerde des Herrn Friß Berndt, Vorsitzenden des Wahlvereins für den 5. Berliner Reichstagswahlkreis, wegen der Auflösung und der Vorgänge nach der am 19. Juni bei Domack, Johannstraße 20, tagenden Versammlung ist die Antwort des Polizeipräsidenten nunmehr eingetroffen. Die Beschwerde lautete:

„Die Versammlung des Wahlvereins für den 5. Reichstagswahlkreis, die am Mittwoch, den 19. d., im Lokale des Herrn Müller, Johannstraße 20, tagte, wurde von dem überwachenden Beamten aus Grund des § 9 des Sozialistengesetzes aufgelöst, als der Referent, Schriftsteller Waale, äußerte: „Die Sozialdemokratie ist unbesiegbar; sie wird die Väter des Sozialistengesetzes überbauern.“

Gegen diese Auflösung erhebe ich als 1. Vorsitzender des Vereins hiermit Beschwerde.

Weder ist die letzte Aeußerung des Redners darnach anzusehen, als Aufreizung zu gelten, noch traten in dem vorangehenden Theil des Vortrages Bestrebungen zu Tage, die auf den Umsturz der bestehenden Verhältnisse hinstielen.

Der Vortrag war nichts als eine sozialpolitische Betrachtung der Gründe, welche die Bildung des Kartells und den Rückgang des Deutschfreistums herbeigeführt haben. Er gipfelte in dem Nachweis, daß eine liberale Aera für Deutschland nicht mehr zu erwarten sei.

Für die sachliche Art der Kritik des Vortragenden spricht der Umstand, daß anwesende Gegner sich durchaus ruhig verhielten und Zwischensprüche aus der Versammlung heraus überhaupt nicht laut wurden.

Auch ist die Auflösung um so sonderbarer, als der Referent den Vortrag zwei Tage vorher im sozialdemokratischen Wahlverein für den 1. Wahlkreis und Tags vorher seinem Haupttheile nach auch in der Versammlung des Vereins zur Erzielung vollstimmlicher Wahlen für den 4. Wahlkreis gehalten hat, ohne daß eine Auflösung dort erfolgt wäre.

Des weiteren beschwere ich mich über die Art des Vorgehens, die der überwachende Beamte nach der Auflösung für angemessen und mit dem Gesetze vereinbar gehalten hat. Zunächst forderte er die sofortige Räumung des Saales, und als einige Theilnehmer der Versammlung wenigstens vorher ihr Bier austrinken wünschten, meinte er zu denselben: „Trinken Sie Ihr Bier draußen (im Garten) aus.“

Trotz dieser Forderung wurde auch der Garten sofort von der Schutzmannschaft geräumt.

Auch den Aufenthalt an getrennten Tischen im abseits liegenden Saalzimmer des Lokals, in dem sich anderes Publikum befand, wollte der Beamte Theilnehmern der Versammlung nicht dulden.

Ja, er hielt es sogar für angemessen, einen Trupp Versammlungstheilnehmer, 20—30 Mann, die in ein anderes Lokal der Johannstraße (Münchener Brauhaus) gegangen waren und im Garten desselben an getrennten Tischen unter dem übrigen Theil des Publikums Platz genommen hatten, durch

Einwirkung auf dem Wirth unter Aufgebot von Schutzmannschaft aus dem Garten weisen zu lassen. Dieses Vorgehen halte ich für ungerechtfertigt und im höchsten Grade ungeeignet, auf uns Arbeiter verschöndend einzuwirken.

Ich ersuche für Abhilfe Sorge tragen zu wollen. Friß Berndt.

Die Antwort des Polizeipräsidenten war folgende:

Berlin, den 3. Juli 1889. Auf die Beschwerde vom 23. v. Mts. erwidere ich Euer Wohlgebornen ergebenst, daß die in § 9 des Reichsgesetzes vom 21. Oktober 1878 bezeichneten Bestrebungen in der am 19. v. Mts. abgehaltenen Versammlung des „Wahlvereins für den V. Berliner Reichstagswahlkreis“ so klar zu Tage getreten sind, daß der überwachende Beamte verpflichtet war, die Versammlung aufzulösen.

Die nach erfolgter Auflösung seitens dieses Beamten an die Versammelten gerichtete Aufforderung, das Versammlungslokal sofort zu verlassen, findet in § 17 a. a. O. ihre gesetzliche Begründung.

Das fernere Zusammenkommen eines erheblichen Theils der Versammelten in dem Münchener Brauhaus, Johannstraße 18/19, stellte sich nach den ermittelten Umständen als der Versuch einer Fortsetzung der aufgelösten Versammlung dar. Der Beamte war daher verpflichtet, die Ausführung dieses Versuches zu verhindern.

Ihre Beschwerde muß ich daher in allen Punkten als unbegründet zurückweisen.

Der Polizei-Präsident.
v. Richthofen.

Die Ausnutzung der Hausflure als Verkaufsräume hat in unserer Stadt in so zahlreichen Fällen Anwendung gefunden, daß die Polizei bereits vor längerer Zeit den Versuch machte, gegen diese Beugung der Eingänge zu den Häusern einzuschreiten. In einigen, damals zur gerichtlichen Entscheidung gebrachten Fällen gründete die Behörde ihre auf Freilassung der Hausflure gerichtete Forderung auf die im Interesse der Feuer-Polizei nöthigen Einrichtungen, welche die Freihaltung des Durchgangs für die Mannschaften und Geräte der Feuerwehr zu jeder Tageszeit, im Falle des Ausbruchs eines Feuers erheischen. Die Rechtsprechung zeigte sich damals den Anschauungen der Polizei nicht geneigt und hob deren Verfügungen in der betreffenden Angelegenheit auf. Neuerdings aber gehen nun in immer zahlreicheren Fällen bei den einzelnen Revier-Bureaus Klagen ein von den Miethern, über die Beugung der Hausflure durch Vermietung derselben seitens der Hauswirthe. In einem Falle hat sogar ein Hauswirth im Südosten der Stadt den Hausflur in zwei Verkaufsläden getheilt und beide vermietet und zwar den vorderen Theil an einen Grüntrambändler, den hinteren Theil an einen Fleischer. In diesem besonderen Falle wird nun allerdings nach dem Ergebnis der angeordneten und statigehabten Ermittlungen ein polizeiliches Einschreiten aus gesundheitspolizeilichen Gründen möglich sein. Im allgemeinen aber, werden namentlich die Miether mit derartigen Beschwerden von der Polizei auf den Weg des ordentlichen Prozeßverfahrens verwiesen, bei dem sie aber stets insofern im Nachtheil sind, als der verklagte Hauswirth sich solcher Miether einfach durch Kündigung entledigt. Die neuerdings eingegangenen zahlreichen Anzeigen über Hausflurvermietungen dürften doch nochmalige Erwägungen darüber veranlassen, in welcher Weise behördlicherseits dieser für die Hausbewohner und für alle in solchen äußeren Verkehrenden lästigen Einrichtung entgegengetreten werden kann.

Ueber die sogenannten „Spezialwagen“ der Eisenbahnen wird seitens des reisenden Publikums lebhafteste Klage geführt. Ein „armer Reisender“ giebt solcher Klage folgenden berechneten Ausdruck: „Das reisende Publikum sei hiermit betreffs der Benutzung jener Eisenbahnwagen 3. Klasse gewarnt, welche unter der Bezeichnung „Spezialwagen“ seit einiger Zeit dem hauptstädtischen Verkehr dienen. Einsender dieser Zeilen wurde bei seiner letzten Fahrt nach Friedrichshagen auf dem Schlesischen Bahnhof mit der gesammten Familie in einen „Spezialwagen“ (Nr. 9407) gewiesen, da die wenigen richtigen Wagen dieser Klasse bereits überfüllt anlangen. Diese „Spezialwagen“, welche beinahe das Aeußere jener Wagen zeigen, an denen zu lesen steht: 40 Mann oder 6 Pferde — sind mit kleinen Fenstern versehen und infolge dessen nicht freundlich erleuchtet. Die vielfach zum Zusammenklappen konstruirten, höchst steif und ungeschickt aussehenden Bänke sind wie die Decke und die Wände, an denen man zahlreiche Kiesel, eiserne Ringe, auch Ketten, Stangen u. dgl. bemerkt, dunkel gefärbt, wodurch die Dürsttheit des Innern außerordentlich erhöht wird. Die Ungehmlichkeit des Aufenthalts erfährt aber noch eine Steigerung, wenn man die drei mit grobem Drahtgeflecht umgebenen Stallaternen an der Decke hängen sieht. Noch vor der Abfahrt verließen mehrere Fahrgäste unter regen Auslassungen über solche unerhörte Zumuthung seitens der preussischen Staatsbahnverwaltung an das fahrende Publikum den Wagen, um — in einem genau ebensolchen endlich Platz zu finden. Als der Zug das Halbdunkel der Halle verlassen hatte, wurde die Sachlage dem Auge allerdings noch peinlicher. Auf den Bänken lagerte eine dicke Staubschicht, mit Papierfetzen und Speiseresten war der Boden verunreinigt, die zu ahmende Luft war entsprechend eklig. Wie kann's auch anders sein! Sowohl das Publikum, als auch das Reinigungspersonal werden solche Räume genau so respektiren, als das Aussehen derselben dazu auffordert und — ehrlich gestanden — für einen Raum, dem Stallaternen das Gepräge aufdrückt, war das Aussehen noch statlich genug. Doch das Schlimmste folgt nach. Mit zunehmender Geschwindigkeit des Zuges begann nunmehr ein Getöse auf der Plattform und ein betäubendes Geräusch im Wagen, das einem schier Hören und Sehen verging, und statt elastischer Gangart war nur anhaltendes Stoßen bemerkbar. Der Schaffner schrie aus Leibesträften nach den Billets, das Publikum stellte schreiend erforderliche Fragen an ihn. Solch' eine Situation ist mir selbst in der verdecktesten Winkelbahn noch nicht vorgekommen. In Friedrichshagen angelangt, hielt sich Groß und Klein den Kopf und längere Zeit bedurfte es erst, ehe sich Alle wieder so wohl fühlten, als vor der Abfahrt. Zu solcher Erholung laden die „Spezialwagen“ ein. — Wie mag es angehts dieser wenig verlockenden Schilderung erst in der vierten Wagenklasse aussehn!?

Ein hiesiger **Rechtlerkatter** versendet folgende thränenreiche Geschichte: Auf der Jubiläumskunstausstellung des Jahres 1886 hatte das Bild eines bisher wenig beachteten gewesenen Malers allgemeine Aufmerksamkeit erweckt. Das große Laienpublikum sollte jedoch mehr dem Gegenstand, welcher dem Maler zum Vorwurf gedient, als der Kunst, mit der er denselben behandelt, seine Bewunderung. Denn das Sujet dieses Bildes war das lebensgroß gemalte Porträt einer jungen Dame von einer so berückenden Schönheit, daß vor diesem, von langen goldblonden Haaren umrahmten Gesicht, aus welchem zwei große blaue, von dunklen Wimpern beschattete Augen gar schwärmerisch und doch so schelmisch blickten, Jedermann halt

Lokales.

Auf die in der Sonntagsnummer enthaltene Notiz, daß der Besitzer des Elysiums sein Lokal, sein Lokal zu allen Versammlungen herzugeben, zurückgezogen habe, wird und geschrieben, daß diese Notiz wohl etwas voreilig an das Blatt gedruckt worden sein, da nach Rücksprache der Herren Buch-

machte und sich an dem lieblichen Antlitz gar nicht satt sehen konnte. Es überraschte daher Niemanden, als eines Tages unter dem Gemälde der bekannte Jettel hing, auf dem zu lesen stand: „Verkauft für zehntausend Mark.“ Verkauft! Das Original war eben keine Dame, sondern „nur“ ein Modell, aber es war kein Modell der gewöhnlichen Art. Er hatte das junge Mädchen auf einer Reise kennen gelernt und hingerissen von ihrer Schönheit hatte er sie, die Tochter eines achtbaren Bürgers, zu überreden gewußt, ihm bei einem Gemälde als Modell zu dienen. Unter dem Vorwande, sich in Berlin eine Stellung zu suchen, war sie ihm hierher gefolgt, und hier hatte er zu ihr gesprochen: „Wenn mich bei diesem Bilde das Glück begünstigt, und bei solchem Sujet muß es mir hold sein — dann heirathe ich Dich.“ Und sein Modell, sterblich in den Künstler verliebt, glaubte ihm. Doch als ihn das Glück begünstigt, als er das Bild für hohen Preis verkauft und dadurch neue Arbeiten ihm weiteren Ruhm und großen Gelderwerb versprochen, als er in der Künstler- und Finanzwelt anfang, eine Rolle zu spielen, da dachte er gar nicht mehr des Mädchens, welches ihn zu seinem großen Ruf begeistert und er stieß sie, welche um seinetwillen eine Bahn eingeschlagen, die das Mädchen um die Achtung seiner Familie gebracht, von sich. Von aller Welt verlassen, zu stolz, auch anderen als Modell zu dienen, brachte sie die Noth und der Kummer um ihren Verstand, und als unheilbar Tiefinnige wurde sie in die Irrenanstalt nach Daldorf gebracht. Dort ist sie am Sonntag beerdigt worden, nachdem sie über zwei Jahre in dumpfen Schweigen hingebriert. Nur einen Namen und eine Wohnung hatte sie stets im Munde geführt. Dortbin wandte sich die Direktion der Anstalt, in der Meinung, daß es Verwandte seien, mit der Anfrage, ob man für ein besseres Begräbniß Sorge tragen wolle. Aber man war an den Künstler gerathen, der auf diese Weise zum ersten Male erfuhr, wie und wo sein Modell geendet und er gab eine namhafte Summe, so daß die Unglückliche wenigstens ein ehrliches Begräbniß erhielt.

Das das Schuppen der Fische für unsere Hausfrauen eine nicht ungefährliche Beschäftigung ist, haben schon viele Fälle bewiesen, in denen eine Verletzung der Hand Blutergüssen zur Folge gehabt. So hatte eine Frau D. vor kurzem sich beim Schuppen der Fische an einer Gräte ganz unbedeutend den Zeigefinger der rechten Hand verletzt. Bald jedoch schwoll die ganze Hand unter den heftigsten Schmerzen und der hinzugezogene Arzt konstatierte eine Blutergussung. Es bedurfte der Bemühungen unserer ersten zur Hilfe gerufenen Autoritäten, um der Frau D. den Arm und das Leben zu erhalten. Bemühungen, die in einem gleichen Falle bei einer Frau M. fehl schlugen und nach unglücklichen Schmerzen den Tod der rüstigen und stets ferngefuhrten Frau nicht aufzuhalten vermochten. Auch Frau M. hatte sich an der rechten Hand beim Reinigen der Fische eine kleine ganz unbedeutende Wunde durch das Reiben an einer Gräte zugezogen. Auch hier stellte sich eine Blutergussung heraus, welche den ganzen Körper mit einer solchen Schnelligkeit infizierte, daß selbst durch eine sofort vorgenommene Amputation des rechten Armes die Dame nicht mehr gerettet werden konnte.

Der Landrath des Seltower Kreises erläßt eine Verfügung, in welcher auf die außergewöhnliche Vermehrung der Raupen in diesem Jahre und den durch sie angerichteten bedeutenden Schaden hingewiesen wird. Der Landrath bestimmt demnach den 10. Juli d. J. als denjenigen Termin, bis zu welchem die Vertilgung der lebenden Raupen in diesem Jahre im ganzen Umfange des Kreises bewirkt sein muß. Wer diesen Termin unbeachtet läßt, und die Vertilgung dieses gefährlichsten Feindes unserer Gärten versäumt, verfällt in die nach § 308 zu 2 des Reichs-Strafgesetzbuchs angeordnete Strafe bis zu 60 M., ev. 14 Tage Haft; außerdem hat er auch die Ausführung der unterlassenen Handlung durch einen Dritten auf seine Kosten zu gewährleisten.

Die Zahl der Selbstmorde im Grunewald hat sich in diesem Jahre in erschreckender Weise vermehrt, und der kleine Selbstmörder-Kirchhof bei Schildhorn hat noch nie eine solche Bereicherung erfahren, wie in diesem Jahre. In den letzten 8 Tagen haben wieder fünf Selbstmorde im Grunewald stattgefunden; der letzte Fall betraf einen Reserveleutnant, dessen Leiche am Sonnabend am Ufer des Schlachtensees gefunden wurde; das Motiv zum Selbstmord war Mittel- und Erwerbslosigkeit. Die im Grunewald aufgefundenen Leichen von Selbstmördern werden, wenn sie nicht von Verwandten abgeholt werden, ohne Ausnahme auf dem kleinen Friedhof bei Schildhorn beerdigt. Von der Oberförsterei Grunewald, mit der bekanntlich auch die Polizeiverwaltung für den Forstbezirk verbunden ist, gehen die Anweisungen zur Fortschaffung und Beerdigung der Leichen aus; das nöthige Material und Fuhrwerk dazu wird gewöhnlich von Zehlendorf aus gestellt. Vor ganz kurzer Zeit ereignete es sich, daß die Leiche einer Selbstmörderin zu spät von ihren Angehörigen rekonnostrirt wurde, als dieselbe bereits auf dem Friedhof bei Schildhorn begraben war. Die Angehörigen erwirkten die Erlaubniß des Oberförstereis zur Ausgrabung der Leiche, die denn auch in ihrem schmucklosen Sarge, einem echten sogenannten „Nasenquetscher“, wieder an das Tageslicht befördert wurde, um später in Berlin in feierlicher Weise beerdigt zu werden. Es giebt keinen Ort in der ganzen Umgegend von Berlin, der so viel von verlorenen Hoffnungen und zerstörtem Lebensglück erzählen könnte, wie der kleine Selbstmörderkirchhof bei Schildhorn.

Vom Blitz erschmettert. Bei einem am 5. d., Nachmittags 13 Uhr, über Ribben gegangenen schweren Gewitter — ohne Sturm — wurde hart an der Promenade im großen Bain von einem Blitzschlag eine Eiche im buchstäblichsten Sinne erschmettert. Selten mag ein Baum mit solcher Gewalt von Blitzen getroffen werden, wie es hier geschah. Die Eiche, ein Baum von ca. 25 Meter Höhe, kerngesund und über der Wurzel von 2½ Meter Umfang, wurde durch den Schlag in einer Höhe von ca. 10 Meter nicht nur umgebrochen und ihr oberer Theil niedergelegt, sondern auch der stehen gebliebene Stamm von oben bis unten durch eine Menge Risse gespalten und vollständig geschält. Ein Hauptspalt theilt den übrig gebliebenen Stamm der Länge nach in zwei Hälften.

Ueber ein scharfes Verbrechen geht der „Post“ folgender Bericht zu: Gestern gegen Mittag stürzte in der Tresewostroße 17 das elfjährige Pfliegerkind Robert Lindemann aus dem Fenster der in der vierten Etage gelegenen Wohnung seiner Pflegeeltern, der Stadtmisionar Sandrock'schen Eheleute, hinab auf den asphaltirten Hof und blieb hier noch lebend, aber nur leise wimmernd liegen. Schon lange war in der Nachbarschaft die Kunde verbreitet, daß die Pflegemutter ihren Pflieger mit grausamer Härte behandle, und als nun das Unglück, der Sturz aus dem Fenster geschehen, ging es mit Pfliegerschnelle durch des Volkes Mund, daß das Kind von der Pflegemutter hinabgestoßen worden sei. Eine ganz besondere Ängstigung wollte es, daß der unglückliche Knabe trotz des fürchterlichen Sturzes nicht sofort seinen Geist aufgegeben hatte, daß er vielmehr noch sterbend dem inquirirenden Polizei-Beutenant gegenüber eine fürchtbare Anklage gegen die Pflegemutter erheben konnte. Die Revierpolizei hatte ebenfalls von dem schrecklichen Ereigniß sofort Kunde erhalten, und der Revier-Vorstand richtete den an der Erde liegenden Knaben, welcher das volle Bewußtsein behalten hatte, auf und fragte ihn, ernst und eindringlich, wie sich der Unglücksfall zugetragen und brechenden Auges, aber bestimmt und fest versichert der Knabe, daß seine Pflegemutter ihn zum Fenster hinausgeschoben habe. Dann verschied der bedauerliche Kleine. Die Pflegemutter, Frau Sandrock, welche alsbald von dem Reviervorstand vernommen wurde, erklärte, nicht zu wissen, wie sich der Unfall zugetragen habe. Bei dieser Aussage verkehrte sie auch, als sie keine Leiche in die Wohnung gebracht wurde; sie behauptet, gar

nicht in der Küche gewesen zu sein, als der Knabe aus deren Fenster hinausgestürzt sei. Nach der Vernehmung entfernten sich die Beamten, doch schon am Nachmittag erfolgte die Verhaftung der Frau Sandrock. Es hatten sich binnen wenigen Stunden entsetzliche Verdachtsmomente gegen die Frau angesammelt, die wir hier folgen lassen: Der aus dem Fenster gestürzte Robert Lindemann hatte vor Jahren noch ein Brüderchen, mit dem er gleichzeitig, vom Rhein her, hier in Pflege des Stadtmisionars Sandrock gegeben worden war. Vor etwa drei bis vier Jahren verstarb das Brüderchen in der Pflege des Stadtmisionars unter eigenthümlichen Umständen. Die Geschwister Lindemann hatten ein Vermögen von je 6000 M. Als dieselben nach Berlin in Pflege gegeben werden sollten, wandte man sich an einen bekannten Geistlichen Berlins, welcher als Vermittler der Pfliegerchaft mit dem Stadtmisionar dahin einen Kontrakt abschloß, daß dem Stadtmisionar als Entgelt für die Pfliegerchaft die Zinsen des Vermögens der beiden Kinder gewährt werden sollte. Sollte aber eines der Kinder während der Pfliegerchaft versterben, so sollte die Hälfte des Vermögens des verstorbenen Kindes, also 3000 M., dem Stadtmisionar als Eigenthum zufallen. Man glaubt nun allen Grund zu der Annahme zu haben, daß Frau Sandrock, um sich das Geld anzueignen, des ersten Kindes Tod herbeigeführt und jetzt, um auch in Besitz der zweiten 3000 M. zu gelangen, den Sturz des unglücklichen Knaben Robert aus dem Fenster herbeigeführt hat. Ferner ist festgestellt, daß der Knabe über alle Maßen hart behandelt worden und daß derselbe, aus Angst vor seinen Pflegeeltern öfters davongelaufen ist. Ein Antrag auf Zwangsziehung resp. auf zwangsweise Unterbringung des Kleinen in eine Besserungsanstalt wurde seiner Zeit vom Gericht abgelehnt, weil der Knabe sich nur umhergetrieben, sich aber keiner strafbaren Handlung schuldig gemacht hatte. — Den Namen des Vermittlers der Pfliegerchaft, welcher den Kontrakt mit den Sandrock'schen Eheleuten abgeschlossen hat, wollen wir verschweigen, weil die Nennung desselben zu viel Sensation erregen würde.

Was heißt hier Sensation. Das Publikum hat ein gutes Recht, Alles zu erfahren, und hoffentlich läßt die Wahrheit nicht auf sich warten.

Das Opfer seines Leichtsinns wurde gestern früh zwischen 3 und 4 Uhr der Manteuffelstr. 47 wohnende zwanzigjährige Maler Kaminski. Von einem Vergnügen juridischkehrend, versuchte derselbe in der Skaligerstraße den in sehr langsamem Tempo von der Niederschlesischen Bahn nach der englischen Gasanstalt fahrenden Zug zu überklettern, fiel dabei aber zwischen die Schienen und ward sofort todgeschlagen. Zeugen des schrecklichsten Vorfalles hoben den entsehtlich Verstümmelten alsbald auf und sorgten für seine Ueberführung nach der Wohnung der verwaisten Mutter, die sich nunmehr ihres einzigen Ernährers beraubt sieht.

Gemäß den Veröffentlichungen des Kaiserlichen Gesundheitsamts sind in der Zeit vom 23. Juni bis 29. Juni a. von je 1000 Einwohnern, auf den Jahresdurchschnitt berechnet, als gestorben gemeldet: in Berlin 32,8, in Breslau 34,3, in Königsberg 35,4, in Köln 43,0, in Frankfurt a. M. 26,1, in Wiesbaden 19,3, in Hannover 26,0, in Kassel 25,9, in Magdeburg 32,1, in Stettin 44,5, in Altona 22,2, in Straßburg 20,8, in Mey 23,7, in München 28,7, in Nürnberg 35,9, in Augsburg 32,3, in Dresden 25,6, in Leipzig 29,8, in Stuttgart 18,7, in Karlsruhe 22,7, in Braunschweig 27,0, in Hamburg 27,1, in Wien 23,6, in Pest 28,8, in Prag 24,8, in Triest 18,4, in Kraslau 32,5, in Amsterdam 25,2, in Brüssel 21,0, in Paris 20,2, in Basel —, in London 15,2, in Glasgow 21,6, in Liverpool 20,5, in Dublin 23,2, in Edinburgh 14,3, in Kopenhagen 21,7, in Stockholm 21,0, in Christiania 32,0, in St. Petersburg 29,5, in Warschau 37,3, in Odessa 26,9, in Rom —, in Turin —, in Venedig 26,0, in Alexandria —. Ferner in der Zeit vom 2. Juni bis 8. Juni a. in New-York 32,2, in Philadelphia 19,4, in Baltimore 14,0, in Kalkutta 25,1, in Bombay 27,5, in Madras 48,5.

Die Sterblichkeitsverhältnisse blieben auch in dieser Berichtswochen in den meisten Großstädten Europas, namentlich in den deutschen, keine günstiger, wenn auch in einer Anzahl der letzteren (wie in Berlin, München, Breslau, Königsberg, Danzig, Braunschweig u. a. D.) die Sterblichkeit etwas kleiner als in der Vorwoche wurde. Einer sehr geringen Sterblichkeit (bis 15,0 pro Mille) war die Sterblichkeit in Wiesbaden, Stuttgart, Bremen, Triest, London. Auch in Altona, Karlsruhe, Straßburg, Brüssel, Paris, Kopenhagen, Stockholm, Glasgow, Liverpool war die Sterblichkeit eine mäßig hohe (etwas über 20 pro Mille). Aus Köln, Königsberg, Magdeburg, Stettin, Nürnberg, Chemnitz, Charlottenburg, Potsdam, Halle wurden von den deutschen Städten sehr hohe (über 35,0 pro Mille) Sterblichkeitsziffern berichtet. — Die hohe Sterblichkeit wurde auch in dieser Woche durch die zahlreichen Todesfälle an Darmkatarrhen und Brechdurchfällen hervorgerufen, welche, wenn sie auch in einigen Städten (wie in Berlin, Breslau, Königsberg, Straßburg) abzunehmen beginnen, doch noch immer fast in allen größeren Orten, außer den bereits genannten, in Köln, Magdeburg, München, Hamburg, Dresden, Leipzig, Stettin, Braunschweig, Wien, St. Petersburg, Warschau, London, Paris u. a. ungemain zahlreiche Opfer dahin rafften. — Der Antheil des Säuglingsalters an der Sterblichkeit blieb ein hoher, doch wurde er in Berlin und München kleiner. Von je 1000 Lebenden starben, aufs Jahr berechnet, in Berlin 207, in München 131 Säuglinge. Dagegen führten akute Entzündungen der Athmungsorgane seltener zu Tode. — Von den Infektionskrankheiten gelangten Todesfälle an Keuchhusten, Unterleibstypus und Pocken häufiger, an Malaria, Scharlach und Diphtherie weniger zur Mittheilung. — So haben Todesfälle an Malaria in Breslau, Frankfurt a. M., München, Nürnberg, Wien abgenommen, während sie aus Köln, Paris, London, St. Petersburg etwas häufiger zur Anzeige kamen; auch neue Erkrankungen wurden aus Breslau, Wien, Petersburg und aus dem Regierungsbezirk Düsseldorf in geringerer, aus Pest und Christiania in etwas gesteigerter Zahl berichtet. — Das Scharlachfieber wurde in Königsberg und Petersburg häufiger, in London seltener Todesursache. Erkrankungen kamen aus Berlin, Wien, Kopenhagen etwas zahlreicher, aus St. Petersburg seltener, aus Hamburg und Edinburgh in fast gleicher Zahl wie in der Vorwoche zur Berichterstattung. — Die Sterblichkeit an Diphtherie und Krup war in Berlin, Hamburg, München, Stuttgart, Wien, Pest und St. Petersburg eine etwas gesteigerte, dagegen in Breslau, Königsberg, Magdeburg, Hannover, Stettin, Braunschweig, Kopenhagen, London eine verminderte; in Paris fast die gleich hohe, wie in der Vorwoche. Erkrankungen wurden abt aus Berlin, Breslau, Hamburg, Nürnberg, dem Regierungsbezirk Schleswig, Pest und St. Petersburg in größerer, aus Kopenhagen in wenig gegen die Vorwoche vermindelter Zahl gemeldet. Sterbefälle an Unterleibstypus waren in London, Paris und St. Petersburg gesteigert; auch neue Erkrankungen wurden aus Berlin und Pest in größerer, aus St. Petersburg in etwas vermindelter Zahl zur Anzeige gebracht. An Flecktyphus kamen aus Danzig, Warschau je 1, aus St. Petersburg und Odessa je 2 Todesfälle, aus Edinburgh und St. Petersburg auch je 1 Erkrankung zur Mittheilung. Epidemische Genickstarre veranlaßte in Breslau 1 Todesfall, im Regierungsbezirk Auriach eine Erkrankung. — Der Keuchhusten forderte in Berlin und St. Petersburg weniger, in London, Liverpool, Paris mehr Opfer. — Vereinzelt Todesfälle an Pocken kamen aus Berlin, Wien und seinen Vororten, aus Brünn, Lemberg, Ljon, mehrfache aus St. Petersburg, Prag, Venedig und Warschau zur Anzeige; Erkrankungen aus Breslau 1, aus Berlin 2, aus Wien 3, aus Pest 4.

Der Gesundheitszustand in Berlin war auch in dieser Berichtswochen kein günstiger und die Sterblichkeit eine hohe, wie auch eine gegen die letzten Vorwochen verminderte. Noch immer war die Zahl der zum Vorschein kommenden und tödlich endenden Darmkatarrhe und Brechdurchfälle der Kinder eine bedeutende, wenn auch die Zahl der Sterbefälle von 679 in der Vorwoche auf 408 zurückging. Die Theilnahme des Säuglingsalters an der Sterblichkeit blieb eine hohe, wenn gleich sie erheblich geringer war, als in den Vorwochen. Akute Entzündungen der Athmungsorgane riefen weniger Erkrankungen hervor. Unter den Infektionskrankheiten haben Malaria, Scharlach, Diphtherie und typhöse Fieber etwas mehr Erkrankungen als in der Vorwoche veranlaßt, doch kamen sie in keinem Stadttheile in nennenswerther Zahl zum Vorschein, die Diphtherie zeigte sich in der jenseitigen Luisenstadt und Moabit häufiger. Rosenartige Entzündungen des Zellgewebes der Haut veranlaßten etwas mehr Erkrankungen; Erkrankungen im Wochenbett kamen nur wenige zur Anzeige; dagegen wurden 2 Erkrankungen und 1 Todesfall an Pocken gemeldet. Das Vorkommen von Keuchhusten blieb ein beschränktes, der Verlauf überwiegend ein milder. Rheumatische Beschwerden aller Art zeigten gegen die Vorwoche keine wesentliche Veränderung.

Polizeibericht. Am 7. d. M., Vormittags, gerieth ein Elisabeth-Ufer 1 in Pflege befindlichen einjährigen Knaben Gummi-Saugkropfen in die Kehle, so daß er daran erstickte. — Am 8. d. M., Morgens, wurde ein Tischler in seiner Wohnung in der Oberbergerstraße erhängt vorgefunden. Die Leiche wurde nach dem Schauhause geschafft. — Nachmittags stürzte auf dem Neubau Hufstienstraße 18 der Zimmermann Siebeim Regen von Balken im zweiten Stock infolge eines Sturzes in das erste Stockwerk hinab und erlitt Querschnitt an der Brust und Hüfte, so daß er nach dem Lazarus-Krankenhaus gebracht werden mußte. — Zu derselben Zeit stürzte 10-jähriger Knabe aus dem Fenster der im 4. Stock des Haus Tresewostroße 17 belegenen Wohnung seiner Pflege-Eltern den gestuften Hof hinab und verlor nach Verlauf von Viertelstunde infolge schwerer innerlicher Verletzungen. Leiche wurde nach dem Schauhause geschafft. — Zu derselben Zeit darauf fiel ein vierjähriger Knabe aus dem Fenster der im ersten Stock des Hauses Oppenstraße 41 belegenen elterlichen Wohnung auf den Hof hinab und erlitt hierbei einen Bruch des rechten Oberschenkels. Anlegung eines Nothverbandes wurde der Knabe nach dem Krankenhaus Bethanien gebracht. — Nachmittags sprang anscheinend den besseren Ständen angehöriger Mann vor dem Hause Halleisches Ufer Nr. 16 in den Landwehrkanal, wurde jedoch, ohne Schaden erlitten zu haben, aus dem Wasser gezogen. — Abends sprang eine unbekannt, etwa 25 Jahre alte Frauensperson von der eisernen Brücke in den Kupfergraben und ertrank. Die Leiche wurde bald darauf aus dem Wasser gezogen und nach dem Schauhause geschafft.

In der Nacht zum 9. d. M. wurde ein Dillswächter einer Schlägerei in der Badstraße von einem Stroch hinter dem mit einem sogenannten Todtschläger über den Kopf geschlagen, so daß er eine schwere Kopfwunde erlitt.

Am 9. d. M. Morgens der Maler Kaminski vor dem Hause Skaligerstraße 108 unter einem in der Fahrt befindlichen Eisenbahn-Kohlenzug hindurch zu kriechen versuchte, wurde von den Rädern eines Wagens erfaßt und auf der Stelle tödtet.

Gerichts-Beilage.

Eine Anklage wegen fahrlässigen Meinereis wurde gestern vor der zweiten Strafkammer des Landgerichts I gegen den Kaufmann Nathan Flatow verhandelt. In einem Prozesse zwischen zwei ehemalige Kompagnons, in dem es um einen Gegenstand von 10000 Mark handelte, wurde Angeklagte von einem der Prozeßführenden als Zeuge vorgeschlagen und vernommen. Nach seiner Vereidigung wies er an ihn in üblicher Weise die Generalfragen gerichtet, wo der Rechtsbeistand der gegnerischen Partei, welcher die Wahrheit der Aussagen anfechten wollte, die Frage an ihn richtete, ob er bekräftigt sei. Der Zeuge antwortete verneinend und machte sich dadurch des fahrlässigen Meinereis schuldig, denn es stellte sich heraus, daß er, wenn auch vor langer Zeit zwei nicht ganz unerhebliche Vorstrafen erlitten. Im gestrigen Termine behauptete er, daß die Fragen über seine Persönlichkeit schon an ihn gerichtet worden seien, bevor seine Vereidigung erfolgte, die Beweisaufnahme ergab aber das Gegentheil. Zu Gunsten des Angeklagten wurde angenommen, daß derselbe in der Ueberraschung und ohne gehörige Ueberlegung die verneinliche Frage verneinte und somit nur eine fahrlässige Begehung der Staatsanwaltschaft beantragte eine Gefängnißstrafe von 6 Wochen, der Gerichtshof hielt dies Strafmaß aber für zu gering und erkannte auf drei Monate Gefängniß.

Ein abgefeimter Gauner wurde gestern der zweiten Strafkammer des Landgerichts in der Person des 30-jährigen Handlungskommissar Jakob Gerson vorgeführt. Er ist schon mehrfach, zuletzt mit drei Jahren Zuchthaus, vorbestraft. Kaum freigesetzt, hat er die Verbrechensbahn fortgesetzt und hat man ihm bei Ausübung seiner Schwindelkünste eine gewisse Thätigkeit nicht absprechen. Er suchte und fand seine Opfer besonders unter den jungen Verkäuferinnen. In einem Hause geschäftig erkundigte er sich, ob der Prinzipal zu Hause sei, entfernte sich unter dem Ausdruck des Bedauerns, die Verkäuferin dies verneinte. Die Letztere sah, wie die der Angeklagte sich mit zwei ihr bekannten Nachbarn in einer anscheinend höchst freundschaftlichen Unterhaltung unterhielt. Nach einigen Minuten kam der Angeklagte in den Laden zurück und bat die Verkäuferin, sie möge ihm bis zum Abend 10 M. leihen, er habe nur einen Fünfhundertmark Schein, den er nicht gewechselt bekommen könnte. Da der Angeklagte sich als Nachbar bezeichnete, so gab die Verkäuferin das Geld her. Später erkundigte sie sich bei den ihr bekannten Bekannten, mit denen sie den Angeklagten hatte sprechen sehen, nach dem letzteren und erfuhr, daß derselbe die Herren, die er vollständig fremd war, angeredet und in ängstlicher Weise in ein Gespräch verwickelt habe. Zweifellos hatte er dadurch nur das Vertrauen der Verkäuferin gewonnen. In einem Laden in der Breitenstraße gab er sich für einen Angestellten des königlichen Marstalls aus und erbat auch hier ein Darlehen, dann wieder machte er bedeutende Vorstellungen für irgend eine angesehenen Persönlichkeit, ließ aber auf vier Minuten 5 M. geben und so verfuhr er in verschiedenen in den neun Fällen, die zur Anklage gelangt sind. Einen armen Droshkenkutscher prellte er um 14 M. 50 Pf., indem er sich für den Besitzer der „Fischerhütte“ ausgab und mit seiner Frau, einer Kellnerin, dorthin fahren ließ. Ziele angelangt, schlug er sich ohne Bezahlung seitwärts in die Büsche. Das Geständniß seiner Schuld konnte bei einem hartgefolgten Verbrecher nicht mildernd in Betracht kommen, der Gerichtshof erkannte nach dem Antrage des Staatsanwalts auf eine Zuchthausstrafe von sechs Jahren und 1500 M. Geldstrafe event. noch 150 Tage Zuchthaus.

Eine Beschuldigung schwerer Natur gegen einen Kollegen hatte dem an der Stadtbahn angestellten Streifenwärtter Dietrich durch schöffengerichtliches Erkenntniß eine Geldstrafe von 100 M. eingetragen. Er hoffte in demselben Verhandlung vor der zweiten Instanz ein günstigeres Urtheil zu erzielen. Bei der Stadtbahn-Direktion lief eines Tages ein Schreiben ohne Unterschrift ein, in welchem der Verfasser die Anklage machte, daß er Tage zuvor Ohrenzeu gegeben, als die Streifenwärtter

wärter
Gegner
Prämie
Schienen
Schaffen
artige
zur An
stande
verhät
Schien
keit in
wurde
bestimm
mer in
Schien
Bielte
bruch a
gab als
aber r
telst
Beise
der
und
schließ
schwer
Gamm
daß E
wurde
Die Be
Sultat
Stadtb
brücke
wirklich
nichts.
Angell
Finger
handl
Bismar
betraf
über A
des Re
liegt, d
Selbst
haben i
mittelu
worden
geladen
aus:
Kohlen
starker
konnte.
das B
Durch
Kohlen
Blos er
werden
Kubew
wird.
Wilde
Wache
stärkere
Wurde
mußten
oder es
Kesseln
funktion
fallstun
wir 4
Wen e
kam de
zum M
ihm w
glaube
ich ihn
ihm ha
hölfer,
und sp
„volle
ein lei
D
Kohlen
Dampf
Brasil
führen,
schende
glaube
nachde
danken
daß de
gewese
seiner
vom j
nach h
mordes
zur Ar
Buch
auch in
den W
erfolgt
der V
keinerl
glückli
getroffe
D
Stelle.
8. Jul
Jam, d
der R
bitten
auf jed
tätigke
slets g
Schuld
von de
Geldie
Swald
beiter
W
rufs er
D
verei
welche
dem S
2. d. A

wärter Dietrich und Bielle sich zankten. Dietrich habe dabei seinem Gegner in Gegenwart vieler Zeugen vorgeworfen, daß er sich die Prämie von drei Mark, welche die Direktion dem Anzeiger jedes Schienenbruchs zahlt, in höchst verwerflicher Weise zu verschaffen wisse, indem er mittelst eines großen Hammers derartige Brüche selbst herbeiführen und sie dann als „gefunden zur Anzeige bringe. Die Direktion trat diesem wichtigen Gegenstande näher. Es wurde festgestellt, daß Bielle innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit eine ziemlich große Anzahl Schienenbrüche entdeckt hatte und wegen seiner Aufmerksamkeit in der üblichen Weise belohnt worden war. Auch Dietrich wurde vernommen und dieser behauptete sogar, er habe in einer bestimmten Nacht gesehen, wie Bielle mit einem großen Hammer in der Nähe des Bahnhofes Alexanderplatz gegen die Schienen geschlagen. Am Morgen des folgenden Tages hatte Bielle allerdings einen an jener Stelle entdeckten Schienenbruch angemeldet und die Prämie dafür eingekassiert. Bielle gab als möglich zu, daß er mit einem Hammer hantirt habe, aber wahrscheinlich nur, um die gebrochene Schiene mittelst eines Keils in vorgegebener und rationaler Weise zu dichten. Es wurde ferner festgestellt, daß der Angeklagte in jener Nacht gar keinen Dienst gehabt hatte und gar nicht auf der Strecke gewesen sein konnte und als schließlich der Bahnmeister sein Gutachten dahin abgab, daß es schwer sei einen Schienenbruch mittelst Schläge mit einem Hammer hervorzubringen, gelangte man zu der Ueberzeugung, daß Bielle nur eine Verleumdung ausgeübt haben. Er wurde zur Anzeige gebracht und wie oben erwähnt verurtheilt. Die Verurteilung in der zweiten Instanz ergab dasselbe Resultat wie in der ersten, es mußte allerdings unter den Arbeitern der Stadtbahn das Gerücht im Umlauf sein, daß man Schienenbrüche auf die erwähnte Art herstellen könne, aber daß dies wirklich von irgend Jemandem versucht worden sei, dafür sprach nichts. Der Gerichtshof legte mit Rücksicht darauf, daß der Angeklagte die beanstandete Behauptung nicht geradezu aus den Fingern gelogen, die Strafe auf 50 M. herab.

Vor dem Senat in Bremen stand ein Unfall zur Verhandlung, der am 28. September 1888 den Dampfer „Graf Bismarck“ auf der Reise von Antwerpen nach Buenos Ayres betraf, indem an diesem Tage der Kohlenzieher Wilh. Busch über Bord sprang und ertrank. Die Untersuchung wurde seitens des Reichsanwalters angeordnet, da es im öffentlichen Interesse liegt, die Ursache der in der letzten Zeit häufig vorgekommenen Selbstmordfälle bei dem Kohlenzieherpersonal festzustellen. Es haben vielfache Vorvernehmungen stattgefunden, auch sind Ermittlungen über die Persönlichkeit des Verstorbenen angestellt worden. Zur mündlichen Vernehmung sind heute 12 Zeugen geladen. Der erstvernommene 2. Maschinist Neumann sagt aus: Zu meiner Wache gehörten zwei Heizer und ein Kohlenzieher, letzterer war Busch. Er war ein großer starker Mann, der wohl die Arbeit als Kohlenzieher verrichten konnte. Diese bestand darin, während der 4stündigen Wache das Brennmaterial für 6 Feuer herbeizuschaffen, es mögen im Durchschnitt 80 Körbe voll sein. Auf der Dampfkessel füllten die Kohlen aus den Bunkern direkt vor das Schott, so daß sie bloß eingeschauelt und etwa 5-6 Schritt weit getragen zu werden brauchten. Der 4stündigen Wache folgte eine 8stündige Ruhepause, die allerdings dadurch um etwa 1 Stunde verkürzt wird, daß die Kohlenzieher erst am Schlusse der Wache noch Asche hieven müssen. Nach dem Unglücksfalle sind in jeder Wache 2 Kohlenzieher, wie es auf den anderen Dampfern, die stärkere Maschinen haben, schon immer der Fall ist, eingestellt. Wurde bei unserer Einrichtung der Kohlenzieher krank, so mußten die von den anderen Wachen 6 Stunden Dienst thun, oder es wurde ein Mann vom Deck dazu genommen. Der Kesselraum des Dampfers hat 4 Ventilatoren, die gut funktionieren. In den Tagen vor dem Unfall, wie an dem Unfallstage selbst war es ziemlich heiß, im Maschinenraum hatten wir 40-42 C. Busch hatte sich an den vorhergehenden Tagen schon einmal von der Arbeit gedrückt und auf Deck verfrachtet. Er kam dann später zweimal und meldete sich krank, worauf ich ihn zum Arzte schickte, der ihn aber für gesund erklärte. Ich habe ihm wohl Vorkhaltungen über sein lässiges Betragen gemacht, glaube aber nicht (das glaubt so ein Kerl bloß! Red.), daß ich ihn geschlagen oder mich zu anderen Thätlichkeiten gegen ihn habe hinsetzen lassen. Ich habe ihn bei seiner Arbeit gehalten, er blieb dann noch unten, erst später ging er hinauf und sprang gleich über Bord. Die Maschine wurde sofort auf „volle Kraft rückwärts“ gestellt. In der ersten Zeit war Busch ein fleißiger Arbeiter.

Der Spruch des Seccamtes lautet: Der Selbstmord des Kohlenziehers W. Busch, welcher am 28. September 1888 vom Dampfer „Graf Bismarck“ auf der Reise von Bremerhaven nach Brasilien über Bord sprang und ertrank, ist darauf zurückzuführen, daß Busch bei der zu jener Zeit im Kesselraum herrschenden starken Hitze die Arbeit nicht aushalten zu können glaubte und sich daher entschloß, sich das Leben zu nehmen, nachdem er sich schon mehrere Tage hindurch mit diesem Gedanken getragen hatte. Es geht aus den Verhandlungen hervor, daß der Dienst des Busch ein außergewöhnlich schwerer nicht gewesen ist, und daß er auch eine schlechte Behandlung seitens seiner Vorgesetzten nicht erfahren hat. Festgestellt ist, daß er vom zweiten Maschinisten Neumann, welcher ihn den Umständen nach für arbeitsunfähig halten mußte, am Tage des Selbstmordes wegen lässigen Arbeitens energisch zur Rede gestellt und zur Arbeit angewiesen worden ist. Eine Mißhandlung des Busch seitens des zweiten Maschinisten hat nicht stattgefunden, auch ist festgestellt, daß die angebliche Aufforderung des letzteren, den Busch mit der Schaufel auf den Kopf zu schlagen, nicht erfolgt ist. In Bezug auf die Beschaffenheit und insbesondere der Ventilation des Dampfraumes auf dem Dampfer sind keinerlei Ausstellungen zu machen. Zur Rettung des Verunglückten sind alle den Umständen nach möglichen Maßregeln getroffen worden.

Den Kommentar hierzu finden unsere Leser an anderer Stelle.

Soziale Uebersicht.

An alle deutschen Arbeiter! Finsterwalde, den 8. Juli. Wir machen sämtliche Kollegen hierdurch aufmerksam, daß mit dem heutigen Tage der Streik der Arbeiter in der Reichelt'schen Metallschraubenfabrik begonnen hat. Wir bitten sämtliche Arbeiter aller Branchen, den Zugzug nach hier auf jeden Fall fern zu halten. Wir bauen auf das Solidaritätsgefühl aller deutschen Arbeiter; wir haben unsere Pflicht stets gethan und werden auch in Zukunft voll und ganz unsere Schuldigkeit thun. Die Zahl der Streikenden beträgt 120 Mann, von denen ungefähr 100 verheirathet und Familienväter sind. Geldsendungen sind zu richten an unsern Kassirer Reinhold Gnaab, Berlinerstr. 29. Mit kollegialischem Gruß: Die Arbeiter der Reichelt'schen Metallschraubenfabrik. Arbeiterfreundliche Blätter werden um Abdruck dieses Aufrufs ersucht.

Versammlungen.

Die Versammlung des sozialdemokratischen Wahlvereins des zweiten Berliner Reichstagswahlkreises, welche, wie inzwischen bereits anderweitig bekannt geworden ist, dem Schicksale der politischen Auflösung verfiel, fand am 2. d. M. im Saale der Habel'schen Brauerei statt. Der Saal

war überfüllt, als um 9 1/2 Uhr der Vorsitzende Ernst Wilschke die Versammlung eröffnete. Zum ersten Gegenstand der Tagesordnung: Vortrag über das Thema: „Die Partei-Verhältnisse in Deutschland und die nächsten Wahlen“ nahm Max Schippel als Referent das Wort. Derselbe begann mit einer Darstellung der Partei-Verhältnisse vor dem Beginne der Versammlung. Damals war die alte konservative Partei eine auf Besitz und Macht gegründete Partei, die sich stützte auf die Monarchie, den Adel und die Geistlichkeit und so die Feudalherrschaft gründete, wobei der Besitz von Grund und Boden als besonders wichtig angesehen wurde. So entstand der Großgrundbesitz als selbständige Partei. Die Kirche diente sowohl als Stütze des Adels, wie als Stütze der absoluten Monarchie; sie war mit Privilegien und Machtbefugnissen ausgestattet, und man konnte sie deshalb als eine selbständige Kirchenpartei betrachten. Diese sämtlichen Parteien waren ihrer ganzen Natur und Entstehung nach Feinde des Bürgerthums und der Demokratie, jeder freien Anschauung und jedes Freiheitsbegriffes. Durch die von oben her bevorzugte Pflege der Junker wurde die Macht der herrschenden Parteien nicht wenig gestützt; diese sicherten ihre Existenz dadurch, daß sie den Bauer und Landmann gegen das Bürgerthum und die Demokratie hielten, um jeden dieser Stände vor zu großer Machtentwidelung zu bewahren. In Wirklichkeit richtete sich damals schon der Kampf dieser Parteien unter einander gegen das Großkapital. Als dann nach der Revolution von 1848 dem liberalen Bürgerthum und der Demokratie Zugeständnisse gemacht werden mußten, hatten auch die Arbeiter insofern hiervon einigen Nutzen, als ihnen die Koalitions-, Versammlungs- und Pressfreiheit ebenfalls zu Theil kam. Unter dem Einflusse dieser Bildungsmittel erkannte die Masse bald, daß alle Errungenschaften der Revolution für sie nur auf dem Papier standen und die privilegierten Klassen alle diese Errungenschaften nur im Dienste und zum Nutzen des Kapitals gemacht hatten. So dauerte der Kampf der privilegierten Klassen und des Kapitals gegen die Arbeiter, gegen das Proletariat fort. Aber das Volk hatte seine Lage erkannt und eingesehen, daß es im Kampfe gegen das Kapital auf sich selbst angewiesen war, und so kam es, daß, als eine neue Partei, die sozialdemokratische, ihre Forderungen in einem Programm aufstellte, diese neue Partei sich feindlich allen anderen gegenüberstellen mußte. Heute bilden alle anderen Parteien, einzeln und gemeinsam, mit dem großen Militärapparat und der Bureaucratie das Bollwerk zum Schutze des Großkapitals. Von diesem Gesichtspunkte aus ist ihre Opposition der Regierung gegenüber nur Schein; das bewies die freimüthige Partei bei den Militärvorlagen und beim Sozialistengesetz. Die Furcht vor einem Kriege muß den Großgrundbesitzern, den Großindustriellen und den Großkapitalisten dazu stimmen, wenn er keine Macht und sein Ansehen nicht verlieren will. Das begriff die freimüthige Partei und darum stimmte sie im Reichstage für die Erweiterung des Militärapparates, weil dadurch ihre Macht gestärkt wird. — Bei diesen Worten löste der überwachende Beamte unter Berufung auf § 9 des Sozialistengesetzes die Versammlung auf. Mit einem donnernden Hoch auf die Sozialdemokratie ging die Versammlung auseinander. Der Vorstand wird gegen die Auflösung Beschwerde führen.

Eine öffentliche schwach besuchte Versammlung der Maler, Lackierer, Anstreicher und verwandter Berufsgenossen fand am Freitag, den 5. Juli, im Orschel's Salon statt mit der Tagesordnung: 1. Wahl eines Delegirten zum internationalen Arbeiterkongreß in Paris. 2. In welcher Weise hat uns der Delegirte zu vertreten? Zum ersten Punkte der Tagesordnung theilt Herr Reherau im Namen der Kommission, welche am 5. Juni in Mundt's Salon zur Aufbringung der Kosten für den Delegirten gewählt war, der Versammlung mit, daß die Kommission die Sammlung habe einstellen müssen, da am 24. Juni die Maler und Anstreicher in den Streik eingetreten seien, die bisher gesammelten Gelder aber nicht zum vierten Theil ausreichten, um einen Delegirten zu entsenden, so sei sich die Kommission dahin einig geworden, das Mandat für Berlin dem in Hamburg, Lübeck und Bremen gewählten Delegirten, Kollegen Schweizer (Berlin), zu übertragen. Herr Hohlwegler war anderer Meinung. Da die Sammlung noch nicht so viel ergeben hat, einen eigenen Delegirten zu entsenden, so sollte Berlin ganz Abstand nehmen, einen Delegirten zu entsenden. Berlin dürfe sich nicht die Blöße geben und den in kleineren Städten gewählten Delegirten das Mandat zu übertragen. Die Herren Heidemann, Spuhr und Reddm waren ebenfalls dagegen, dem Kollegen Schweizer das Mandat zu übertragen. Es wurde folgender Antrag Hohlwegler's angenommen: Stelle den Antrag, von der Wahl eines Delegirten Abstand zu nehmen, und die bestehende Kommission zu beauftragen, eine Sympathieadresse am Eröffnungstage nach Paris zu senden. Durch Annahme dieses Antrages war somit auch der 2. Punkt der Tagesordnung gefallen. Zum Schluß erbrachte die Versammlung durch Erheben von den Händen das Andenken an den uns unvergesslich bleibenden Arbeitervertreter und früheren Reichstagsabgeordneten Wilhelm Hasenclever.

Eine Versammlung der Wähler des 3. Berliner Reichstagswahlkreises fand am Montag in Scheffer's Lokal, Inselstraße 10, statt, um die Nothwendigkeit der Gründung eines Wahlvereins zu erörtern. Das Bureau bildete der Vorstand des schon in aller Stille gegründeten Vereins; von dem Vorstand ist uns nur Herr Klempner Arno Winter bekannt, der Vorsitzende ist und die Versammlung leitete. Derselbe begann sein Referat mit einer Reihe von Entschuldigungen wegen seines eigenmächtigen Vorgehens. Er habe von dem Wunsche, daß im 3. Kreise kein Verein ins Leben treten solle, nichts gewußt (Rufe: Na, na!); er habe im Gegentheile geglaubt, recht praktisch gehandelt zu haben. (Zwischenruf: Wie ein Konservativer!) Man müsse sich jetzt schon zur Wahl vorbereiten. (Oh! Unruhe.) Der Redner wird unverständlich und bittet um Ruhe, er sei doch in einer sozialdemokratischen Versammlung! (Ironisches Geplätscher!) Redner fortsetzend: Der 3. Kreis müsse diesmal einen Vertreter ins Parlament schicken! Da der Verein nun einmal gegründet sei (Rufe: Wo? Um Spitzel zu juchzen!), so sollten sich die Anwesenden als Mitglieder aufnehmen lassen (Rufe: Oh!), und er vertage die Versammlung auf 15 Minuten. (Rufe: Oh! Tumult, stürmische Rufe: Zur Geschäftsordnung! Abstimmen! Erst fragen, ob wir wollen. Trauriger Kerl!) Schließlich beruhigte man sich. Nach Ablauf der Pause erklärte der Vorsitzende, daß er nur Wählern aus dem 3. Wahlkreise das Wort geben werde (Tumult, stürmischer Protest). Es wird davon Abstand genommen. Tischler Winter protestirt gegen die Art und Weise des Vorgehens und der Geschäftsführung seines Namensvetters als undemokratisch; er erklärt dieselbe als denkbar dreist und zugleich, daß er den Verein nicht anerkenne. Wie könne man die Wähler so vergewaltigen und ihnen den Verein und den Vorstand aufdrängen. (Beifall.) Tapezierer Hamann erklärt, daß, so lange er in der Bewegung stehe, sei nie so etwas vorgekommen. (Rufe: Im vierten! Gegenruf: Traurig genug!) Die Wähler sollen das Geld hergeben, das übrige thut der Vorstand. Die ganze Sache wäre ein Hubschreiß. (Beifall. Sehr richtig!) Tischler Glode betont, daß die vorhergegangenen skandalösen Auftritte nur auf den Vorstand zurückfallen, da sie von ihm provoziert wurden. Er halte den Verein für unnöthig; im 3. Wahlkreise wohnen meistens aufgestellte und organisirte Arbeiter, die in ihren Fachvereinen dieselben Referate und Referenzen hörten, wie in den Wahlvereinen. Ein Wahlverein bedeute demnach nur Vereinspielerei und Zersplitterung der Kräfte. Gegen den jetzigen Verein müsse opponirt werden, er sei nicht maßgebend, weil ohne den Willen der Masse gegründet. Sei die Zeit gekommen, dann werde ein Verein gegründet werden, natürlich nicht hinter verschlossenen Thüren. Tischler Seelig führt aus, daß ein Wahlverein nur

eine Brutanstalt für Spitzel sei; er erinnere an Mahlow'sching und Raporra, die im Bezirksverein Osten ihr Wesen getrieben. Auch er protestire gegen den Verein, von dem er nicht einmal wisse, ob er auf dem Mollenmarkt gegründet wurde. (Lebhaftes Bravo: Rufe: Judisermache!) Kaufhold erklärt, daß Arno Winter nach diesen Vorgängen nicht mehr als Genosse zu betrachten sei. Klempner Winter: So schlimm ist's ja nicht! (Tumult, Rufe: Oh!) Arbeiter Grang gliosirt unter Heiterkeit der Anwesenden die Gründung des Vereins-Vorsitzenden Winter: Ich gebe ja zu — (Zwischenruf: Sagen Sie: Verzeihen Sie, meine Herren, ich bin grunddämlich!) Dann sind wir zufrieden.) Schuhmacher Feste meint, daß die Gegner des Vereins sich an die Stirn zu schlagen hätten, wenn der Kreis verloren gehe! (Tumult, Oh!) Der Vorsitzende spricht, ist aber nicht zu verstehen; schließlich ruft er laut: Meine Herren, ich hab' das Wort! (Gegenruf: Meine Herren, Herr Stöder hat das Wort!) Heiterkeit! Tischler Winter bittet, über seinen Antrag, betreffend Auflösung des Vereins, abzustimmen. Der Vorsitzende: Schön, es dürfen aber nur Mitglieder stimmen. (Stürmischer Tumult und Protest. Der Vorsitzende hört einige Schmeicheleien.) Inmitten des Tumultes ruft ein Arbeiter: Verlassen wir doch den Saal und lassen die Brüder sitzen! Dieser Aufforderung kamen fast alle Anwesenden nach und vertieften in geschlossenen Reihen unter Protest den Saal, 9 Mann, einschließlich der Polizei, zurücklassend. Auf der Straße wurde das Verhalten des Vorsitzenden lebhaft kritisiert.

Eine große öffentliche Versammlung der Tischler Berlins fand am 8. d. M., Abends 9 Uhr in den Bürgerläden, Dresdenstr. 96, statt. Die Tagesordnung lautete: Die Lage der streikenden Tischler in den verschiedenen Städten Deutschlands. Referent Herr Khmann aus Braunschweig. — Zur Leitung der Versammlung wurden die Herren Millarg, Monien und Apelt gewählt. Herr Khmann schilderte nun die Lohnbewegung der Tischler in Eilenburg und Kiel. Vier wurden die Forderungen ohne Streik infolge der guten Organisation durchgesetzt. Dann schilderte Redner den Streik der Lübecker Kollegen, welche bereits 14 Wochen im Streik liegen und ihre Forderungen meistens durchgesetzt haben, nämlich 9 stündige Arbeitszeit und einen Minimallohn von 3 M. pro Tag, der Zugzug sei noch fern zu halten, da gegenwärtig noch 22 Kollegen im Streik liegen. Für die Bergedorfer Kollegen, welche 16 Wochen streikten, sei vor allen Dingen der Zugzug fern zu halten. Nun setzte Redner in längerer Ausführungen die einzelnen Details der Braunschweiger Kollegen, welche 6 Wochen streikten, auseinander. Die Forderungen der Arbeiter sind: 1. Abschaffung der obligatorischen Entlassungsgeldne. 2. Die Arbeitszeit beträgt 9 1/2 Stunden und Sonnabends 9 Stunden. Einschränkung der Sonn- und Nachfeierabendarbeit. 3. Der Minimallohn beträgt pro Stunde 32 Pf. Am Schluß der Woche muß der Lohn unverkürzt ausbezahlt werden. In denjenigen Werkstätten, wo der Arbeiter Werkzeug und Hobelbank halten muß, erfolgt ein Zuschlag von 1 M. wöchentlich. Sämmtliche Affordarbeiten erhalten einen Zuschlag von 15 Pf. In sämmtlichen Werkstätten sind von 3. Juni an Lohnbücher einzuführen. Dieses sind die Hauptforderungen, die doch gewiß nicht unerschämmt sind, wie sich die Unternehmer ausdrückten. Es könne den Arbeitern auch keine Ungefährlichkeit vorgeworfen werden, da sie sämmtlich die vierzehntägige Kündigung innegehalten hätten. Noch in letzter Stunde haben die Unternehmer durch falsche Vorpiegelungen mittelst eines Aufrufs den Streik illusorisch zu machen versucht. Ferner muß er konstatiren, daß vor vierzehn Tagen die Kommission nicht im Stande gewesen ist, einen Pfenning Unterstützung auszusahlen, da keine Mittel vorhanden waren. Er richtet an die Berliner Kollegen die Bitte, da doch sonst bei ihnen Intelligenz zu finden sei, den Zugzug fern zu halten und die Streikenden nach Kräften zu unterstützen, dann werde der Sieg unausbleiblich sein. Es folgte nun eine lebhafteste Debatte, an welcher sich die Herren Blume aus Hamburg, Apelt und Jubel auf das lebhafteste beteiligten. Es ging schließlich folgender Antrag ein: „Die Versammlung erklärt sich mit den Ausführungen des Referenten einverstanden und erklärt sich mit den auswärtigen Kollegen solidarisch. Ein Jeder macht es sich ferner zur Pflicht, die streikenden Kollegen nach Kräften zu unterstützen.“ Der Antrag wurde mit großer Majorität angenommen. Nachdem der Vorsitzende sämtliche Kollegen aufgefordert hatte, sich weiter an der Zellerversammlung zu beteiligen, da die Anwesenheit nicht gedeckt seien, schließt er die Versammlung gegen 12 Uhr. — Listen können in Empfang genommen werden: bei Millarg, Lehrstr. 22, 11; Lobstädt, Oranienstr. 171, III L.; A. Müller, Oppelnerstr. 49, Hof IV; Monien, Kreuzbergstraße 9, Quergeb. III; F. Müller, Lausitzerplatz 2, S. 11.

Der Fachverein sämtlicher an Holzbearbeitungsmaschinen beschäftigter Arbeiter hielt am Montag, 1. Juli, bei Gnaab, Brunnenstr. 38, seine Mitglieder-Versammlung ab. Auf der Tagesordnung stand: 1. Vortrag des Herrn Th. Glode über Nutzen der Organisation. 2. Verschiedenes und Fragelasten. — Zum 1. Punkt erhielt Herr Glode das Wort zu seinem Vortrage. Referent sprach in längerer Rede sehr eingehend über in- und ausländische Streikgebiete und erntete am Schlusse reichen Beifall. — Daraus entspann sich eine lebhafteste Diskussion, in welcher mehrere Redner für und gegen den Vortrag sprachen. Hierauf wurde von Herrn W. Wolff folgende Resolution eingebracht: „Die heutige in Gnaab's Saal tagende Versammlung sämtlicher an Holzbearbeitungsmaschinen beschäftigten Arbeiter erklärt sich mit den Ausführungen des Referenten einverstanden, und verpflichtet sich, mit ganzer Energie und Kraft dafür einzutreten, unsere Berufsorganisation groß und stark zu machen. Zum 2. Punkt „Verschiedenes“ wurde ein Antrag gestellt, den streikenden Maurern und Bauarbeitern je 25 M. aus der Vereinskasse zu bewilligen, worauf der Kassirer sich zum Wort meldete und bekannt machte, daß die Vereinskasse augenblicklich sehr schwach gestellt ist und daß wir höchstens zusammen 30 M. bewilligen könnten, welches auch von der Versammlung einstimmig angenommen wurde. Nachdem noch verschiedene innere Angelegenheiten, sowie der Fragelasten erledigt und die nächste Versammlung bekannt gemacht war, wurde die Versammlung um 11 1/2 Uhr geschlossen.

Die öffentliche Maurerverversammlung, welche am 8. d. M. unter Vorsitz des Herrn Grottmann in der Tonhalle zwecks Stellungnahme zum internationalen Kongreß in Paris und Wahl eines Delegirten zu demselben abgehalten wurde, war trotz der wichtigen Tagesordnung nur mäßig besucht. Der Referent, Herr Wernau, wies Eingang seines Vortrages darauf hin, daß das ganze gesellschaftliche Leben international durchhaucht sei. Ein Blick auf die Nahrungsmittel, Kleidung, Verkehrsmittel u. dgl. m. liefern einen vollständigen Beweis dafür. Die modernen Verkehrsmittel hätten es dahin gebracht, daß von einer spezifischen Nation nicht mehr die Rede sein könne. Dies lehre wiederum ein Blick auf die statistischen Tabellen über Ein- und Auswanderung. In Anbetracht dieses erscheine auch eine internationale Gesetzgebung geboten. Auch die moderne Produktionsweise gestalte sich international und sei auch hier eine internationale Regelung am Platze. Die Nothwendigkeit eines internationalen Schutzes der Arbeit sei heute bereits allorts erkannt worden. Das beweise die Julage aller Kulturstaaten zu der von der demokratischen Schweiz ausgeschriebenen Konferenz mit Ausnahme Deutschlands infolge des bekannten „Zwischenfalls“. Redner hoffte einen baldigen Ausgleich der Differenzen zwischen Deutschland und der Schweiz eintreten zu sehen, um Deutschland die Theilnahme an der internationalen Konferenz zum Wohle seiner Bürger, der ganzen Menschheit zu ermöglichen. In welcher Weise der moderne Industrialismus schädigend

wirke, das Lehren die Aushebungs-Tabellen für das Militär, indem immer mehr Unzulängliche zu verzeichnen seien. Ein Schutz der Arbeit bezw. eine Verkürzung der Arbeitszeit dränge sich jedem Einzelnen mit Gewalt auf. Angehörige der immer mehr um sich greifenden Frauenarbeit auf Kosten der Männerarbeit sei auch eine Regelung der Frauenarbeit dringend geboten, ohne der Gleichberechtigung und Gleichstellung der Frauen mit den Männern irgendwelche Hindernisse in den Weg zu legen. Das Verbot der Sonntagsarbeit zu erreichen, müsse ferner das Ziel aller Arbeiter sein und müssten dieselben dahin drängen, daß die Regierung sich nicht länger ablehnend dieser Forderung gegenüber verhalte. Von unten heraus müsse eine internationale Arbeiterschuttsbewegung sich entwickeln, deshalb sei der Pariser Kongreß einberufen worden und wünschte Redner, daß auch die Berliner Maurer einen Vertreter dorthin entsenden. (Bravo.) In der folgenden Diskussion befürwortete Herr Jöllner die Entsendung nur eines überzeugungsreichen Arbeiters als Delegierten, ebenso befürwortete auch Herr Rücker die Vertretung auf dem Kongreß, wenn auch gerade jetzt die Lage der Maurer eine sehr prekäre sei. Auch Herr Franz Schulz legte in längerer Ausführungen die Nothwendigkeit einer Bescheidung des Kongresses dar, um eine Arbeiterschuttsbewegung zu veranlassen. Die staatlichen „Sozialreformen“ seien nicht im Stande, die Wunden zu heilen, welche der Kapitalismus den Arbeitern geschlagen habe. Als Kandidaten für den Kongreß brachte Redner Herrn Julius Bernau in Vorschlag. Im Sinne der Vorredner sprachen noch die Herren Scherren Scheel und Kerstan, während Herr Karl Schmidt sich gegen die Bescheidung des Kongresses erklärte. Er war der Meinung, daß die Kosten, die ein Delegierter verursache, jetzt bessere Verwendung finden könnten zur Speisung hungeriger Kinder. Arbeitervertreter wären auch genug dort, die auch die Maurer vertreten würden. Ein Delegierter würde nur das „Stimmvieh“ vermehren. Die Maurer sollten sich lieber seiner Zeit die Protokolle des Kongresses kaufen. Dies würde mehr von Nutzen sein, als die Entsendung eines Delegierten. (Beifall. Widerspruch.) Die Ansicht des Herrn Schmidt wurde von Herrn Ferkel energisch bekämpft, welcher die große Korporation der Maurer auf dem Pariser Kongreß nicht unvertreten wissen wollte. Auch Herr Grothmann konnte Sparsamkeitsrücksichten nicht anerkennen im Interesse der großen Arbeiterbewegung. Als erster Faktor derselben in Deutschland dürften die Maurer auf dem Kongreß nicht fehlen, indem unter den bis jetzt gewählten Delegierten noch kein Maurer sich befinde. Nachdem noch Herr Frische und Herr Heinze gegen die Bescheidung des internationalen Arbeiterkongresses in Paris gesprochen hatten, letzterer, weil die Verammlung zu schwach besucht sei, erhielt Herr Bernau das Schlusswort. Die Verammlung erklärte sich (gegen 2 Stimmen) bereit, die Kosten für drei Delegierten aufzubringen und erhob mit allen gegen drei Stimmen folgenden Antrag Laugisch zum Beschluß: „Die heute in der Tonhalle tagende Verammlung der Maurer Berlins möge beschließen, den internationalen Arbeiterkongreß in Paris beschicken zu wollen, da doch weit kleinere Korporationen ihre Delegierten gewählt haben, infolge dessen die Maurer Berlins nicht zurückbleiben können, da sie doch die größte Korporation Berlins sind.“ Alleingewählter Kandidat war Herr Julius Bernau. Derselbe wurde mit allen gegen zwei Stimmen zum Delegierten der Berliner Maurer für den internationalen Arbeiterkongreß in Paris gewählt und versprach derselbe, nach besten Kräften dortselbst seine Schuldbiligkeit zu thun. (Bravo.) Die Kosten müssen durch freiwillige Sammlungen aufgebracht werden und wurden beauftragt Entgegennahme derselben 3 Vertrauensmänner, die Herren Kaufmann (N.), Bernauerstr. 114b, Grube (S), Belle-Alliancestr. 54 Jansch (O.), Münchebergerstr. 15 gegen 2 Stimmen gewählt. Die Kosten müssen noch in dieser Woche aufgebracht werden und wird eine entsprechende Anzeige im „Berliner Volksblatt“ erlassen werden. Mit einem dreifachen Hoch auf die Internationalität schloß die Verammlung.

Eine von ca. 200 Personen besuchte öffentliche Kellnerverammlung fand gestern Nachmittag im „Grand Hotel“ am Alexanderplatz statt. In das Bureau wurden die Herren Herzberg, Klugmann und Rudolf gewählt. Herr Herzberg berichtete zunächst in einem kurzen Referat über den Empfang der Kommission durch den Gastwirthsverein einen falschen Bericht im „Gasthause“ und im „Lokal-Anzeiger“. Die Kommission solle die Frage verneint haben, ob die Gehilfen zufrieden sein würden, wenn sie 4.50 M. Lohn pro Tag empfangen und hiegegen auf Trinkgelder verzichteten. Die Frage sei aber nicht im allgemeinen gestellt gewesen, sondern allein mit Bezug auf die Pfingsttage. Die Verammlung beschloß denn auch einstimmig, daß man mit 4.50 M. Lohn bei Verzicht auf Trinkgeld vollzufrieden sei. Die Verammlung beschloß ferner: „An dem Lohnsatz von 3 M. für die Sonntage wird festgehalten. Für feste Stellen wird ein Mindestgehalt von 30 M. erstrebt. Jedem Kollegen wird der Anschluß an die Freie Vereinigung der Berliner Gastwirthsgehilfen empfohlen. Herr Herzberg theilte ferner mit, daß der Besitzer des „Belvedere“ das Kellnergehalt von 30 auf 20 M. herabgesetzt habe, weil „die Kellnergehalt ja nicht mehr verlange“. Es wurde demgegenüber der Begriff „minimal“ kurz erläutert. Nachdem Herr Herzberg noch den Gastwirthstag in Stettin gestreift und bedauert hatte, daß derselbe sich mit den Gehilfenverhältnissen gar nicht beschäftigt habe, beschloß die Verammlung, ihre Erwartung auszudrücken, „daß die bestehenden freien Gastwirthsvereine die Einrichtung eines für die Gehilfen kostenlosen Arbeitsnachweises, sowie eines passenden Herbergslokals für stellenlose Gehilfen baldigst in Angriff nehmen werden“.

In der freien Diskussion führte u. a. ein Kellner darüber Klage, daß er in dem bekannten Lokale „Franziskaner“ vierteljährlich 43 M. und mehr „Tischgeld“ (für Abnutzung u.) habe zahlen müssen (!).

Von dem Schneider Herrn Adolf Schütz, Schmidstraße 9, erhalten wir folgendes Schreiben: Die öffentliche Schneiderverammlung, welche zum Montag, den 1. Juli, nach Grätzel's Bierhallen, Kommandantenstraße 77/79, mit der Tagesordnung: 1. Der internationale Arbeiterkongreß in Paris, 2. Wahl eines Delegierten hierzu, einberufen war, konnte bekanntlich aus dem Grunde nicht abgehalten werden, weil mir die Genehmigung nicht zugeschiedt worden war. Ich erhielt dieselbe erst am 2. Juli. Auf meine hiegegen erhobene Beschwerde ist mir von der Post folgender Bescheid zugegangen: Die verspätete Bestellung des mit Ihrer Eingabe vom 3. Juli vorgelegten Briefes, welcher Ihnen beifolgend wieder zugesandt wird, ist auf ein bedauerliches Versehen des betreffenden Briefträgers zurückzuführen. Letzterer ist diesbezüglich entsprechend bestraft worden. Kaiserliches Postamt Nr. 16 Köpcke'sche Straße, Name unleserlich. — An Herrn Adolph Schulz, Schmidstr. 9.

Große öffentliche Verammlung sämtlicher Stenographen am Mittwoch, den 10. d. M., Abends 7 Uhr, in Deilmüller's Saal, Ecke Jakobstr. 48/49. Tagesordnung: 1. Einb. die Stenographenvereine in eine Völkervereinigung in diesem Jahre einzutreten. 2. Diskussion. 3. Bericht über den Verlauf der Berliner Stenographenvereine. 4. Besprechung über den Beginn und Schluß unserer Versammlungen.

Verein der Berliner Buchdrucker und Schriftsetzer. Vereinsverammlung am Mittwoch, den 10. Juli, Abends 9 Uhr, in Ortel's Saal, Schönhauserstr. 39. Tagesordnung: 1. Vereinsmittheilungen. 2. Tarifangelegenheiten. 3. Bericht über die am 24. Juni stattgehabte Generalversammlung des deutschen Buchdrucker- (Prinzipal-) Vereins. 4. Besprechung über den Beginn und Schluß unserer Versammlungen.

Große öffentliche Verammlung der Schmiede am Mittwoch, den 10. Juli 1889, Abends 8 Uhr, in Scherff's Saal, Inletstr. 10. Tagesordnung: 1. Einb. wir berechnen unsere Lage zu verbessern? 2. Mit welchen Mitteln haben wir in Berlin zu kämpfen. 3. Bericht über den Zustand der guten Sache ist es Ehrenpflicht eines jeden Kollegen, diese Verammlung zu besuchen.

Eine große öffentliche Verammlung der Müller am Donnerstag, den 11. d. M., Abends 8 Uhr, im Saal des Herrn Junf, Bergstr. 12. (Roth). Tagesordnung: 1. Wie stellen sich die Müller

Berlin und Umgebung zum Eintritt in den Centralverband deutscher Müllervereine. 2. Diskussion. 3. Bericht über den in der letzten Versammlung gewählten Vorstand. 4. Aufnahme von Mitgliedern.

Große öffentliche Maurerverammlung am Freitag, den 12. Juli, Abends 8 Uhr, im „Gasthaus“, Sanddörfer Allee 37. Tagesordnung: 1. Bericht über den Streik und unsere weitere Stellungnahme. 2. Bericht über die Verhandlungen mit dem Bauamt. 3. Bericht über die Verhandlungen mit dem Bauamt. 4. Bericht über die Verhandlungen mit dem Bauamt.

Allgemeiner Metallarbeiterverein am Freitag, den 12. Juli, Abends 8 Uhr, im „Gasthaus“, Sanddörfer Allee 37. Tagesordnung: 1. Bericht über den Streik und unsere weitere Stellungnahme. 2. Bericht über die Verhandlungen mit dem Bauamt. 3. Bericht über die Verhandlungen mit dem Bauamt. 4. Bericht über die Verhandlungen mit dem Bauamt.

Kochmänner am Freitag, den 12. Juli, Abends 8 Uhr, im „Gasthaus“, Sanddörfer Allee 37. Tagesordnung: 1. Bericht über den Streik und unsere weitere Stellungnahme. 2. Bericht über die Verhandlungen mit dem Bauamt. 3. Bericht über die Verhandlungen mit dem Bauamt. 4. Bericht über die Verhandlungen mit dem Bauamt.

Den Mitgliedern des Berliner Sanitätsvereins zur Nachricht, daß die Zahlstelle 29 in der Udenstr. 33 nach der Revision der 121a zu Müller verlegt ist. Dasselbe werden Comitee Abends von 8-10 Uhr Beiträge entgegennehmen und Aufnahme neuer Mitglieder veranlassen.

Lehrer am Freitag, den 12. Juli, Abends 8 Uhr, im „Gasthaus“, Sanddörfer Allee 37. Tagesordnung: 1. Bericht über den Streik und unsere weitere Stellungnahme. 2. Bericht über die Verhandlungen mit dem Bauamt. 3. Bericht über die Verhandlungen mit dem Bauamt. 4. Bericht über die Verhandlungen mit dem Bauamt.

Verwaltung. Zentralverein- und Arbeitervereine am Freitag, den 12. Juli, Abends 8 Uhr, im „Gasthaus“, Sanddörfer Allee 37. Tagesordnung: 1. Bericht über den Streik und unsere weitere Stellungnahme. 2. Bericht über die Verhandlungen mit dem Bauamt. 3. Bericht über die Verhandlungen mit dem Bauamt. 4. Bericht über die Verhandlungen mit dem Bauamt.

Sesung, Turn- und gesellige Vereine am Mittwoch, Abends 8 Uhr, im Restaurant „Katholik“, Sanddörfer Allee 37. Tagesordnung: 1. Bericht über den Streik und unsere weitere Stellungnahme. 2. Bericht über die Verhandlungen mit dem Bauamt. 3. Bericht über die Verhandlungen mit dem Bauamt. 4. Bericht über die Verhandlungen mit dem Bauamt.

Verwaltung. Zentralverein- und Arbeitervereine am Freitag, den 12. Juli, Abends 8 Uhr, im „Gasthaus“, Sanddörfer Allee 37. Tagesordnung: 1. Bericht über den Streik und unsere weitere Stellungnahme. 2. Bericht über die Verhandlungen mit dem Bauamt. 3. Bericht über die Verhandlungen mit dem Bauamt. 4. Bericht über die Verhandlungen mit dem Bauamt.

Vermischtes.

Was ist „futsch“? Mit dieser Frage beschäftigt sich sehr ernsthaft ein interessantes sprachwissenschaftliches Werk von Dr. Franz Söbns. Die Varias unserer Sprache. Eine Sammlung von Volksausdrücken. Es heißt u. a. Wohl- und Wohl- anständig genug, um schriftsässig zu sein, ist es zwar nicht, das Wort futsch, aber das hindert uns bekanntlich nicht, so recht mit Hochgenuss uns seiner zu bedienen. Was ist nicht alles futsch — Geld und Gut, Ehre, der Mensch selbst, wenn er in's Jenseits gewandert ist, kurz alles, was eben verloren ist. Die Bedeutung ist klar, viel klarer als die Ableitung des Wortes. Von den bestehenden zwei bringt die eine ein Verbum futschens zusammen, das nach Weigand in Thüringen gebräuchlich sein soll; in dessen ist der Verfasser lange genug in dem angezogenen Lande gewesen, um zu wissen, daß dieses Wort dabeist lediglich im Sinne von (heimlich-) lachen verstanden wird. Noch härter aber scheint es uns, das beliebte Wort gar mit dem vielen des Altdeutschen in ableitliche Beziehung zu bringen, welches so viel ist, als „kleine kurze Bewegungen machen“ und in unserem futscheln (mit der Gerte futscheln) und endlich in der volkstümlichen Redensart, „da giebt es gar kein Gefisch“ bis heute sich erhalten hat. Das alles aber ist noch etwas ganz anderes als futsch. Daß man noch nicht darauf gekommen ist, das Wort mit dem in der lingua di si in ähnlichem, ja gleichem Sinne so häufig gebrauchten fuggire und sfuggire zusammen zu stellen. *Alcuna cosa mi è fuggita della memoria* (es ist mir etwas aus dem Gedächtnis entchwunden), *danari mi sono sfuggiti* (die Gelder sind mir ausgegangen), *sfuggiti danari, sfuggiti cogniti* (Geld fort Freunde fort), ist das nicht die nämliche Aussprache, dieselbe Bedeutung, wie die unferns beliebten Wortes? Und selbst! Handelte nun der unter dem Einfluß eines ihm vielleicht selbst unbewußten sprachlichen Feingefühls, der zuerst die Rückverwandsung des Wortes in das heute recht gebräuchliche *futschicato* vornehm (wovon sogar ein scherzhafter Superlativ *futschicatissimo* sich hier und da, besonders bei gebildeteren Sprechenden findet)? Das Partizipium des italienischen *fuggiaschiare* (= davon laufen, flüchtig werden) einer Weiterbildung von *fuggire* heißt *fuggiacchicato* — was kann es Anflingeres geben als unser *futschicato*? Aus all dem ergibt sich unsere Ansicht, daß wir es in unserem Futsch mit einer sehr nahe liegenden Verbindung des italienischen *fuggire* zu thun haben.

Luftverhäuser. Ein seltsames Gewerbe ist das der Luftverhäuser, wie es solche in China giebt. Diese sind Gaukler, welche den Schiffen den Wind zur Reife verkaufen. Gewöhnlich sitzen sie am Strande des Meeres und bieten den Seefahrern ihre Dienste an. Man findet fast immer zwei beisammen. Der Eine sitzt mit einem Munde in der Hand, aus welchem er zuweilen etwas herauswurmt, zwischen zwei zusammengebundenen Schülbüscheln; er trägt auf dem Kopfe eine flache oder platte Haube und über den Leib einen weiten Rod mit unzähligen Falten. Der Andere sitzt zwischen zwei Fischkörben und hat gleichfalls eine glatte Haube auf dem Kopfe; sein Oberkörper ist größtentheils unbedeckt. Mit der rechten Hand hält er das vordere Ende eines Schlauches, der ihm über die Schulter herabhängt und mit Luft gefüllt ist. Diesem Schlauche läßt er, je nach dem Gelde, das man ihm giebt, mehr oder weniger Luft entströmen. Dabei führt er in der linken Hand einen großen hölzernen Hammer, mit dem er wiederholt auf die Erde schlägt, damit der Geist der Winde, welcher nach dem Volksglauben in der Gestalt eines Mannes mit einem breiten Dute und einem weiten Rode auf einem großen Vogel in der Luft schwebt, herniederkommen möge.

James Gewissen. Das hoch-ultramontane „Straubinger Tagblatt“ wies kürzlich die Aufnahme eines Inserates zurück,

welches für den Freitag Abend — man höre und schauere über diese Gottlosigkeit — frische Blut- und Leberwürmer empfahl!

Die Zeeschlange hat sich in einen Schellfisch verwandelt. Amerikanische Blätter melden nämlich folgendes: An der Küste Neufundlands wurde kürzlich ein riesiger Schellfisch gefangen, in dessen Innern sich eine Frauenhand befand, an der zwei Finger fehlten. An dem einen der drei noch vorhandenen Finger war ein Ring, welcher die Buchstaben S. W. G. trug. — In den Schellfisch mundgerecht zu machen, wird wohl im Laufe des Sommers nach etwas mehr Senf hinzugegeben werden.

Depeschen.

(Wolf's Telegraphen-Bureau.)

Paris, 9. Juli. Die Deputirtenkammer nahm das Militärgesetz in der von dem Senate beschlossenen Fassung an. — In Beantwortung der Interpellation de Lanessan's erklärte der Marineminister Krantz, daß die Regierung beabsichtigt, einen Nachtragkredit von 58 Millionen Franks für den Bau von Kriegsschiffen zu verlangen. Der Ministerpräsident Tirard bemerkte, wiewohl auch die Regierung auf die finanziellen Rücksichten Rücksicht zu nehmen habe, so werde sie doch keinen Augenblick zögern, sich an den Patriotismus der Kammer zu wenden, wenn neue Opfer für die Vermehrung der Flotte nothwendig seien. (Beifall.) Die einfache Tagesordnung wurde hierauf angenommen.

Die Zahl der Opfer bei der Katastrophe in St. Etienne beträgt nach der endgiltigen Feststellung 208.

Briefkasten.

Bei Anfragen bitten wir die Abonnements-Cautions beizufügen. Briefliche Antwort wird nicht ertheilt.

Anhaltiner. 1. Beschlagnahme des Arbeitslohnes weder für Gemeinde- noch für Staatseinkommensteuer zulässig. 2. Die Frau des Beamten muß gegen ihren Mann klagen und dann durch das Amtsgericht die Pensionsforderung pfänden und sich überweisen lassen.

E. S. 105. Der Standesbeamte muß Ihnen auf Ihren Antrag die Papiere herausgeben, kann aber auf Ihre Kosten eine bei seinen Akten bleibende beglaubigte Abschrift anfertigen lassen.

A. P. Lothringers. Auch für das uneheliche Kind einer Wittve muß dessen Vater Alimente zahlen.

A. W. 1889. Eine rechtlich erzwingbare Pflicht, über die für eine hilflosbedürftige Familie ersammelten Gelder Rechnung zu legen, besteht nicht, natürlich ist dies aber eine Pflichtenfrage. Durch eine Anzeige wegen Unterschlagung können man möglicherweise den Betreffenden zur Rechnungslegung veranlassen.

A. H. 98. Uns ist das Statut der betr. Kasse nicht zu Hand, da muß ja stehen, was Sie zu wissen wünschen.

Moskauer. 1. Der Schulzwang dauert bis zum 1. Oktober des Jahres, in welchem das Kind 14 Jahre alt wird. Ist der Geburtstag nach dem 1. April, so ist der Schulbesuch noch ein Jahr länger erforderlich, wenn nicht der Kreis-Schulrath Dispens ertheilt. 2. Wenn das Mädel im Voraus gezahlt ist, und die Schneiderin das Kleid verdirbt, so muß sie das Kleid herausgeben und event. auch den Stoffwerth ersetzen.

Waldenburg. Nachdem das Reichsoberverwaltungsamt den Urtheil gefällt hat, ist der Instanzenzug erschöpft; eine eventuale Erhöhung kann nur gefordert werden, wenn nachträglich noch der Grad der Arbeitsfähigkeit sich erhöht. Daß die Folge unrichtiger Angaben seitens der Vergewaltigung des Jahresarbeitsverdienstes zu niedrig angenommen wurde, läßt sich nicht mehr revidieren; von einer Strafanzeige wegen Vertrages läßt sich irgend welcher Erfolg nicht versprechen. Bei der Berechnung des Jahresverdienstes sind stets 300 Arbeitstage zu Grunde zu legen.

A. P. Ackerstraße. Wenn der Restaurateur bloß gewöhnlich viel Wasser gebraucht, nicht aber die Wasserleitung unnütz hat laufen lassen, so kann von einer Ermision keine Rede sein. Er möge es daher jedenfalls auf die Klage kommen lassen, die auch in rechtlicher Beziehung nicht zweifelhaft ist.

Kocher. 1. Den Unterstüßungswohnstüb erwirbt man durch Zehnjährigen ununterbrochenen Aufenthalt. 2. Wenn nicht anderes ausgemacht ist, ist auch der Arbeiter an eine 14tägige Kündigung gebunden, gleichviel ob er in Afford oder in Arbeit. Verläßt er die Arbeit, so kann er zwar zur Rückkehr nicht gezwungen, wohl aber zum Schadenersatz verpflichtet werden. 3. Samoa ist eine Insel im großen Ocean, 13-14 Breiten, 169-173 Längengrad. 4. Der Schah von Persien ist absoluter Herrscher und an kein Gesetz gebunden. Er kann daher jeden Köpfe lassen, der sein Mißfallen erregt.

H. S. Sie müssen den Arbeitgeber bei der Gewerbe-Deputation verlagen; werden Sie dort abgewiesen, dann beim Amtsgericht. Wenn Sie ein Armutssattell einreichen, so kann Ihnen das Armenrecht bewilligt werden.

A. O. 29a. Sie können gegen den Wirth auf Unterlassung der nächtlichen Absperrung der Wasserleitung Klage verzeihen Sie dabei nicht zu beantragen, daß die Sache auf Ferienklage betrachte wird.

H. P. Schulz. Schreiben Sie an denjenigen, der den Nachlaß in seinem Besitz hat, resp. an den Erben und verlangen Sie Auszahlung des Geldes. Nützt dies nichts, und wenn derselbe auch nicht nach, daß er das Geld an den von Ihnen bevollmächtigten Schmiegeroater gezahlt hat, so können Sie als gesetzlicher Vertreter Ihrer Kinder auf Zahlung klagen.

H. Mantuffelstraße. Daß Sie schon einem Mädchen Alimente zahlen, schließt Sie natürlich nicht davon, daß einem anderen Mädchen auch zahlen müssen; auch daß das Mädchen Sie nicht heirathen will, befreit Sie nicht von der Alimentionspflicht. Ob das Mädchen Sie beleidigt hat, können wir ohne Kenntnis des Wortlautes ihrer Äußerungen nicht beurtheilen.

Zwei Streitende. Auch in Preußen ist bis zum 24. d. 25. Jahre die vöterliche Einwilligung zur Eheschließung nöthig. Das betreffende Gesetz vom 6. Febr. 1876 gilt für das ganze Reich.

A. S. Sie können Schadenersatz verlangen, also den ausgemachten Kaufpreis abzüglich aller Kosten, welche Sie gehabt haben oder bei Fertigstellung gehabt haben würden.

F., Kochstr. Da Sie die Kosten des Zahlungsbefehls tragen, kann Ihr Wirth mit Recht bei Zahlung der Miete auch Zahlung der Kosten verlangen. 4 M. ist aber offenbar viel zu hoch gegriffen. Lassen Sie sich die Höhe der Kosten nachweisen.

E. S. Mantuffelstr. Das läßt sich nicht mit klaren Worten sagen; zu mündlicher Auskunft sind wir bereit.

V., Gollnowstraße. 1. Eine bloß thätlich verübte Manne getrennt lebende Frau macht sich strafbar, wenn sie Behörden gegenüber nur den Mädchennamen führt. 2. Eine Ehescheidung kostet Geld, wenn man nicht etwa im Armenrecht steht. 3. Näherer Auskunft sind wir bereit.

A. S. Lesen Sie doch Ihren Kontrakt. Da ist doch bestimmt, daß der Miether sich bauliche Veränderungen gefallen lassen muß.

H. M. Im Falle einer Substitution haben die Gläubiger und der Ersther das Recht, den Miethern zu kündigen; der Miether hat dieses Recht nicht.

Zwei Wittende. Natürlich ist Selbstmord strafbar. Vollendeter Selbstmord wird sogar mit dem Tode bestraft.